Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 8 — Marburg i. H., den 20. Februar — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: In der Werkstatt — Der zweite Höhepunkt im Drama der inneren Entwicklung Augustins — Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche. Erstes Stück — Aus des Pfarrers Tagebuch. Zweite Folge — Was können wir gegen den Rückgang der Geburten tun? — Neue Glossen zum Balkankriege. Aus der Türkei. 3. Deutsche Interessen; 4. Ist die Balkanfrage erledigt? — Die fünfte Missionswoche in Herrnhut — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

In der Werkstatt

Spricht auch der Ton zu seinem Töpfer: „Was machst du?“ Jes. 45, 9.

Es liegt eine unbewußte Genialität in diesem kurzen Ausruf. Es ist ein Beitrag zur Lösung der schweren Frage nach dem Sinn des Leidens. Dies Gleichnis hat mehr überzeugende Kraft als die meisten Versuche der Theoretiker, die Gott rechtfertigen wollen gegen die Anklage auf Unvernunft und Grausamkeit. Denn homo sapiens, der Kläger, steht immer wieder entrüstet vor der Irrationalität des Leides und wendet sich zur Weltvernunft im hellen Zorn: „Was machst du da?“ Hätte homo sapiens die Welt zu schaffen, er hätte sie frei vom Leid zu halten gewußt!

Aber ist Gott wirklich schuld an diesem Elend? — Es ist nur gut, daß er freundliche Gönner und wohlwollende Verteidiger gefunden hat! Die sagen: „Gott hat mit dem Leid nichts zu tun. Man darf ihn nicht dafür verantwortlich machen. Er ist zwar mächtig, aber nicht allmächtig; über manche dunkle Gewalten hat er keine Macht. Er ist absolut gut, aber nicht absolut Herr . . .“

Da möchte man dem homo sapiens in seinem blinden wohlwollenden Eifer zurufen: „Was machst du?“ Er sieht nicht, daß absolute Güte die Ueberlegenheit und Herrschaft über alle Dinge ist. Schon menschliche Güte ist nur da, wo einer über den Dingen steht.

Die Gott entlasten wollen, meinen es sicherlich gut. Es fragt sich nur, ob Gott unsre Advokatenhilfe braucht. Der Prophet, dem das Gleichnis vom Töpfer kam, hat an dergleichen nicht gedacht. „Ich bin der Herr, der das Licht macht und Finsternis schafft; ich gebe Heil und schaffe Unheil. Ich bin der Herr, der solches alles tut!“ Er läßt das in seiner ganzen Unbegreiflichkeit stehen. Aber plötzlich fällt ein heller Strahl auf das Dunkel: der Gedanke an Ton und Töpfer.

Solch ein schlichtes Bild kann uns den ganzen Anblick unsres persönlichen Leidens verwandeln und durchleuchten. „Wir sind in Gottes Werkstatt“ — das ist des Propheten Theodizee. Der Schöpfer ist an der Arbeit, etwas aus uns zu machen. Das ist es, warum er uns drückt und preßt, von innen und außen. Wir denken an unsres Dichters Wort:

> Du danke Gott, wenn er dich preßt,
> Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt!

Wie einfach und unmittelbar anwendbar ist dieser Gedanke von dem Meister, der an uns schafft! Freilich nur für Menschen, die es wissen, daß sie noch nicht fertig sind. Mit den Fertigen kann Niemand Etwas anfangen; auch Gott nicht. Oder er müßte sie erst zerbrechen. Für die Unfertigen ist es ein freundliches Licht mitten im Dunkel des Leides: „der Herr der Geister schafft an mir ohne Unterlaß!“ Aus dem Menschenkind soll ein Gotteskind werden. Solch ein Meisterwerk fällt nicht vom Himmel. Wenn es nicht hart hergeht, wird nichts daraus. Es ist sehr hart hergegangen, als der Meister den Heiland formte.

Wer so sich mit allem Herzeleid ein für alle Mal in Gottes Werkstatt stellt, der fragt nicht trotzig und unwillig den Meister, wenn er ihn preßt: Was machst du? Aber Mancher hat schon im Rückblick auf kummervolle Zeit voll Staunen und Dank zu ihm gesagt: Was hast du aus mir gemacht!

> Bald mit Lieben, bald mit Leiden
> Kommst Du, Herr mein Gott, zu mir,
> Nur mein Herze zu bereiten,
> Ganz sich zu ergeben Dir,
> Daß mein gänzliches Verlangen
> Möcht an Deinem Willen hangen.
> Tausend-, tausendmal sei Dir,
> Großer König, Dank dafür!

P J

Der zweite Höhepunkt im Drama der inneren Entwicklung Augustins

Vgl. Nr. 3

[Die Erzählung von einem berühmten Lehrer in Rom, Victorinus, der eine glänzende Stellung aufgegeben hatte und Christ geworden war, hatte Augustin tief erschüttert.]

Dieser Lehrer hatte gefunden, wonach ich seufzte, ganz sich Dir hinzugeben. Aber ich war gebunden, nicht mit einer eisernen Kette, sondern geschlagen in die eisernen Bande meines eigenen Willens . . . Der neue Wille, der in mir keimte, war noch nicht im Stande, den früheren altersstarken Willen zu überwinden. Zwei Willen hatte ich nun, und sie zerrissen meine Seele! So begriff ich das Wort, welches ich gelesen hatte, „wie das Fleisch wider den Geist begehre, und der Geist wider das Fleisch“, begriff es, weil ich es an mir selber erfuhr. Mein Ich steckte in beiden Willen, aber in höherem Grade doch schon in dem Willen zum Guten. In dem Willen zum Bösen war Ich es eigentlich schon nicht mehr, da ich es mehr wider meinen Willen duldete, als mit meinem Willen tat. Allein die Gewohnheit, die wider mich kämpfte, war durch mich selbst so stark geworden, und so war ich doch durch meinen Willen dahin gekommen, wohin ich nicht kommen wollte. Die Entschuldigung gab es aber für mich nicht mehr, daß die Ungewißheit in der Erkenntnis der Wahrheit mich hindere, die Welt zu verachten und Dir zu dienen; denn die Wahrheit war mir bereits gewiß. An die Erde vielmehr war ich gebunden und fürchtete die Befreiung von ihrer Last so sehr, wie ich die Belastung hätte fürchten sollen! Sanft lag diese Last der Welt auf mir, wie auf einem Träumenden, und die Gedanken, welche ich sinnend auf Dich richtete, glichen dem Bemühen derer, die sich aus dem Schlafe aufraffen wollen, aber von

der Tiefe des Schlummers überwältigt, immer wieder zurücksinken. Von allen Seiten hattest Du mir gezeigt, daß Dein Wort die Wahrheit ist, aber, obgleich von ihr überzeugt, wußte ich Dir doch durchaus keine andere Antwort zu geben als die säumigen, träumigen Worte: „Gleich, gleich! Laß mich nur noch ein wenig träumen!" Doch das „Gleich, gleich" nahm kein Ende, und das „Noch ein wenig" zog sich in die Länge!

Wie Du mich doch aus den Fesseln der Begier nach der Umarmung des Weibes, die mich so fest umschlungen hatten, und aus der Knechtschaft des weltlichen Berufs befreit hast, das will ich nun erzählen und Deinen Namen preisen, Herr mein Helfer und mein Erlöser.

[Ein afrikanischer christlicher Landsmann kam aus Trier, wo er ein hohes Hofamt bekleidete, zu Augustin und seinen Freunden. Er sah auf dem Tische die Briefe des Paulus liegen und freute sich darüber; dann erzählte er ihnen in flammenden Worten, wie dort in Trier zwei junge Regierungs-Assessoren auf einem Spaziergang zufällig in einer Hütte auf die Lebensbeschreibung des großen Mönchsvaters Antonius gestoßen seien und diese Lektüre sie so erschüttert habe, daß sie sich augenblicks entschlossen, ihre Laufbahn aufzugeben und sich dem mönchischen Leben zu widmen; auch ihre beiden Bräute seien ihnen alsbald in demselben Entschlusse gefolgt.]

So erzählte Pontitianus. Du aber, Herr, stelltest mich, während er so sprach, mir selbst gegenüber und zogst mich hinter meinem Rücken hervor, wohin ich mich versteckt hatte, weil ich mich nicht selbst sehen wollte. Du stelltest mich vor mein Angesicht, auf daß ich sähe, wie häßlich ich wäre, wie mißgestaltet und schmutzig, voll Flecken und voll Geschwüren. Ich sahs und entsetzte mich, aber da gabs kein Ausweichen! Und wenn ich meinen Blick von mir abzuwenden versuchte, so stand die Erzählung jenes Mannes vor mir, und wiederum stelltest Du mich mir gegenüber. Gewaltsam zwangst Du mich, mir ins Auge zu sehen, „auf daß ich meine Bosheit sähe und haßte." Ich kannte sie wohl, aber ich verhehlte sie mir, ließ sie gehen und vergaß sie . . .

Pontitianus ging weg; ich aber, was habe ich da nicht alles zu mir in mir selbst gesprochen! Wie haben nicht meine Gedanken meine Seele so zu sagen mit Geißeln geschlagen, auf daß sie mir folge bei dem Versuche Dir nachzufolgen! Aber sie sträubte sich in Widerreden und fand doch keine Ausrede! Alle ihre Gegenvorstellungen waren ja erschöpft und widerlegt; nachgeblieben war ihr nur eine furchtbare Angst, und wie vor dem Tode schauderte sie davor, dem Strome ihrer Gewohnheit entrissen zu werden, in dem sie doch dahinstarb. In diesem gewaltigen innerlichen Ringen wende ich mich stürmisch an meinen gegenwärtigen Freund Alypius und rufe: „Was geschieht uns? was ist das? was haben wir gehört? Die Ungelehrten stehen auf und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit unsrer Gelehrsamkeit sind feige und wälzen uns wo? — in Fleisch und Blut!" Solches stieß ich hervor, ich weiß nicht, was alles, und ich stürzte in den Garten, der zum Hause gehörte, damit Niemand den heißen Kampf störe, dessen Ausgang nur Du kanntest; Alypius aber folgte mir auf dem Fuße. Auch in seiner Gegenwart blieb ich mit mir allein, und wie konnte er mich in solcher Gemütsverfassung verlassen? Und so saßen wir, und ich rang in mir, weil ich zugleich wollte und nicht wollte. Woher diese Ungeheuerlichkeit,*) und was soll sie: der Geist befiehlt dem Körper, und er gehorcht sofort; der Geist befiehlt sich selbst, und er verweigert den Gehorsam? Woher diese Ungeheuerlichkeit und wozu, wozu? Versuch auf Versuch, und es gelingt nicht! Jetzt wirds, jetzt wirds; schon steht der Fuß beim Entschluß, schon tat ichs fast — aber ich tats nicht! Nicht rückwärts, aber auch nicht vorwärts konnte ich mehr; an der Schwelle stand ich, hielt ein, atmete tief auf und zögerte doch, dem Tode zu sterben und dem Leben zu leben. Meine alten Freundinnen, alle die Gemeinheiten und Eitelkeiten, hielten mich zurück; sie stießen verstohlen an das Kleid meines Fleisches, zupften mich vom Rücken her und lispelten leise: „Willst du uns wirklich entlassen; von diesem Augenblick an sollen wir wirklich in Ewigkeit nicht mehr bei dir sein?" Welchen Schmutz führten

*) monstrum.

sie mir vor, welche Schändlichkeiten! Aber auch die keusche Würde der Enthaltsamkeit trat vor meine Seele mit all den Bildern reiner Männer und Frauen.

In diesem gewaltigen Sturm der streitenden Gefühle, in welchem aus dem inneren Abgrunde mein ganzes Elend heraufzog, brach ich in einen Strom von Tränen aus, und um ihn gewähren zu lassen, stand ich auf; denn auch die Gegenwart des Alypius vermochte ich nicht mehr zu ertragen. Unter einen Feigenbaum warf ich mich und ließ den Tränen ihren Lauf. Worte hatte ich nicht, aber der einzige Sinn der Klagen, die ich vor Dir ausschüttete, war: „Wie lange noch, wie lange? Morgen und immer wieder morgen! Warum nicht heute? Warum soll nicht diese Stunde das Ende meiner Schmach sehen?"

Und siehe, da hörte ich aus dem Nachbarhause eine Stimme — wars Knabenstimme, Mädchenstimme, ich weiß es nicht —, die in singendem Tone immer wiederholte: „Tolle, lege; tolle, lege."*) Sogleich horchte ich auf**) und begann mit größter Aufmerksamkeit darüber nachzudenken, ob die Kinder bei irgend einem Spiel etwas Derartiges zu leiern pflegten; aber ich entsann mich nicht, diese Worte jemals gehört zu haben. Ich unterdrückte die Gewalt der Tränen, erhob mich und war der Deutung gewiß, daß Gott mir befehle, das Buch zu öffnen und den ersten Abschnitt, der mir entgegentrete, zu lesen; denn ich hatte von Antonius gehört, daß er eine Schriftverlesung in der Kirche, in der er sich zufällig befand, als Mahnung auf sich bezogen hatte, nämlich das Wort: „Geh, verkaufe Alles, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach", und daß er auf diesen Gottesspruch hin sich sogleich zu Dir bekehrt habe. Daher kehrte ich eilends zu dem Ort zurück, wo Alypius noch saß; denn dort hatte ich das Buch des Apostels hingelegt, als ich aufgestanden war. Ich nahm es, öffnete es***) und las schweigend den Abschnitt, auf den zuerst mein Auge fiel: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Streit; sondern ziehet an den Herrn Jesus Christus und pfleget nicht des Fleisches in seinen Gelüsten." Weiter wollte ich nicht lesen; es war auch nicht nötig; denn mit dem Schlusse dieses Satzes flutete alsbald ruhige Sicherheit wie ein Lichtstrom in mein Herz, und alle Finsternisse der Unentschlossenheit verschwanden. Ich legte den Finger oder sonst etwas in das Buch, schloß es und erzählte mit ruhiger Miene dem Alypius, was geschehen war . . . Also hast Du mich zu Dir bekehrt, daß ich fortan keine Gattin mehr begehrte noch sonst etwas, worauf die Hoffnung dieser Welt gerichtet ist. [Augustin, Bekenntnisse VIII, 5 ff.]

* * *

Man soll, wie überall, wo es sich um die Schilderung einer Lebenserfahrung handelt, nicht zuerst mit dem Kritisieren kommen, sondern sie auf sich wirken lassen. Das, was hier erzählt ist, ist sofort von seinen Schranken befreit, wenn man sich des tiefen Spruchs erinnert:

„Was nennst du denn Sünde?" Wie Jedermann:
Wo ich finde, daß mans nicht lassen kann,

und wenn man gedenkt, daß alles, was zur Befreiung stetig wirkt, seinen Zweck nur selten durch die Summation erreicht, sondern erst dann, wenn ein konzentrierendes Moment hinzutritt.

*) Leider können wir diese Worte in ihrem Doppelsinn im Deutschen nicht wiedergeben. Sowohl tollere als legere hat viele Bedeutungen; aber zusammengestellt bedeuten sie „den Anker lichten und das Tau aufwickeln". Wenn es also wirklich die Worte eines Kinderspiels waren, so spielten die Kinder vermutlich „Schiff", und tolle, lege war das Kommando des Kapitäns an den Matrosen. Doch macht die Wiederholung eine gewisse Schwierigkeit. Es kann auch sein, daß es sich um Steinchen gehandelt hat, die man auflesen und ordnen mußte. Augustins Verständnis der Worte — ein Buch aufnehmen und lesen — liegt nicht nahe, ist aber möglich.

**) Augustin sagt: mutato vultu. Ich übersetze: „horchte ich auf."

***) Selbst an dieser Stelle kann Augustin die Wortspiele nicht lassen: arripui, aperui.

Solche Momente, ebenso wie die „Anlässe" neben den Ursachen, haben stets etwas Zufälliges. Sie sind auch wirklich zufällig; aber daß sie eintreten, ist nicht zufällig: wäre es dieses nicht gewesen, so wäre es jenes; der nötige „Zufall" tritt ein. Endlich — je schwerer sich ein Mensch befreit, je tiefer rührt er unsre Menschlichkeit. Schwer genug hat sich Augustin befreit!

Auf dem ersten Höhepunkte seiner inneren Entwicklung (s. Nr. 3 dieser Zeitschrift) hat Augustin die Wahrheit gefunden, und sie wurde ihm nun nicht mehr zweifelhaft. Aber zu seinem heißen Schmerze mußte er erkennen, daß Sokrates Unrecht hatte, wenn er behauptete: „Wer das Gute kennt, der tut es auch." Er kannte es und tat es nicht: es fehlte ihm die Kraft. Nach ihr streckte er sich nun; denn Erkenntnis und Wille lagen im Zwiespalt oder vielmehr: Wille und Wille lagen im Kampf: er wollte und wollte doch nicht! Daß es so sei, diese „monströse" Zuständlichkeit, empfand er als furchtbare Fessel und Schmach. Die Worte des Apostels Paulus im Römerbrief, in den er sich damals versenkte hatte, deckten ihm das allgemein Menschliche dieser seiner inneren Lage auf, aber erleichterten sie ihm nicht, sondern erschwerten sie noch. „Welch ein Abgrund ist doch der Mensch!"

Wie Augustin zur Kraft im Guten gekommen ist, das erzählt er uns. „Du hast meine Fesseln zerrissen; laß mich Dir darbringen das Opfer des Lobes. Wie Du sie zerrissen hast, will ich nun erzählen" — mit diesen Worten beginnt das entscheidende 8. Buch. Bis dahin saß er noch immer mit seinen beiden Freunden im Lande des Elendes trotz der Wahrheitserkenntnis: „Man sah drei Darbende, die sich ihre Dürftigkeit gegenseitig mitteilten und von Dir erwarteten, »daß Du ihnen Speise gäbest zu seiner Zeit«" (VI, 10).

Wie hat er die Kraft erhalten? Einzig durch Berührung mit persönlichem Leben, das ihn in sich hineinzog! Dadurch wird seine Bekehrung zum großen Paradigma!

Die Mutter spielt nachweisbar keine Rolle; aber wer will die Kraft ermessen, die von Augustins Kindheit an von ihr ausging? Auch jetzt war, nach der Bekehrung, sein erster Gang zur Mutter, die ihm nach Mailand nachgezogen war. Aber direkt hat sie dem Sohne, dessen Geistesflug längst über sie hinweggegangen war, in seinen Nöten schwerlich etwas helfen können.

Ambrosius und der ehrwürdige Simplizianus, ein Mailänder Priester, der schon dem Ambrosius ein geistlicher Vater geworden war, haben nicht entscheidend auf seinen Willen gewirkt, so nahe die Predigten des Bischofs ihm die Wahrheit der katholischen Lehre gebracht haben und so stark die ganze Sphäre der Kirche, der er in Mailand so viel näher gekommen war, ihn nun umflutete. Entscheidend waren für ihn einzig Victorinus und jene trierischen Assessoren! Persönlich hat er sie zwar nicht gesehen, aber die Erzählungen von dem, was sie erlebt und getan, wirkten auf ihn, als ob es sich vor seinen Augen abgespielt hätte! So kann vergangene Geschichte zur Gegenwart und zum Erlebnis werden, und wird es noch fort und fort! Und an der Person wird die Kraft, mit der sie gehandelt hat, zu einer neuen Kraft für Andere, fortwirkend über Raum und Zeit. An der Berührung mit überragenden Personen hängt jeder sittliche Fortschritt, ja schon die Geburt des Sittlichen. Das ist die höhere Zeugung in der Welt der guten Geister!

Das Gute, wie Augustin es nötig hatte und wie es in jener Zeit den Meisten allein zugänglich war, war nur durch einen scharfen Schnitt erreichbar. Die Willensentscheidung für Gott hing davon ab, daß er jeder geschlechtlichen Verbindung und daß er seinem weltlichen Beruf entsagte.

War das ein Irrtum, oder ist es vielmehr vorbildlich? Es war gewiß kein Irrtum für ihn, vorbildlich für alle Zeiten ist es jedoch nicht. Vorbildlich ist es nur da, wo man sonst aus der Erotik als dem Mittelpunkt des Lebens und aus der weltlichen Eitelkeit nicht herauskommt — vorausgesetzt, daß die Askese wirklich hilft und das Uebel nicht noch ärger macht. Augustin hat sie geholfen; der Mehrzahl hilft sie nicht. In einer langen, schweren Schule hat die Christenheit das gelernt, bis es in Luther zum Durchbruch kam. Und von Luther und der protestantischen Ethik kann man nicht sagen, daß sie die eine Erotik durch die andere vertauscht habe, die niedere durch die Gottes-Erotik. Selbst von Augustin läßt sich das nicht sagen. Zwar schwingen einige Töne der Gottes-Erotik bei ihm zeitlebens mit; aber sie sind nur Untertöne: Glaube, Liebe und Hoffnung, in eine Einheit zusammengefaßt, bilden den Kern seines inneren Lebens, und sie haben nichts Erotisches. In der evangelischen Ethik vollends tilgt der freudige Kindessinn des Glaubens alle religiöse Erotik aus und läßt eben deshalb die natürliche Erotik, in Zucht genommen, bestehen. Die Allerneuesten belehren uns freilich darüber, daß das unnatürlich und irreligiös zugleich sei und schließlich auf einer Täuschung beruhe. Sie wollen uns wieder zur erotischen Mysterienreligion zurückführen. Ob diese mehr naturalistisch oder mehr seraphisch vorgestellt wird, ist im Grunde ziemlich gleichgültig. Die Zumutung, die sie an uns stellen, bedeutet — darüber darf kein Zweifel herrschen — die Auflösung der Grundlagen und der gesamten Entwicklung der evangelischen Ethik und ebenso ihrer Ziele, ja noch mehr: auch die Auflösung des besten Inhalts der katholischen Ethik. Sie führt direkt ins „Heidentum" zurück, weil sie selbst „heidnisch" ist. Die Religion, wie sie sein soll, hat nichts mit Erotik zu tun und nichts mit Askese. „Ein feste Burg ist unser Gott" — welchen Sinn kann hier das Liebesspiel haben und sein Schatten, die Askese? Daß sie beide zurückgeworfen werden, wohin sie gehören, um dort in Zucht genommen zu werden, und daß die Naturreligion, Gott im Rausche oder in der Selbstverstümmelung zu erleben, besiegt werde — dieser Kampf müßte einfach aufs neue beginnen, wenn es je gelingen sollte, die sittliche Entwicklung um zweitausend Jahre zurückzuwerfen.

Innerhalb dieser Entwicklung gebührt Augustin eine hohe Stelle. Er selbst mußte noch zum Mönche werden, indem er Kraft in Gott gewann; aber alsbald begann er damit, aus seiner Erfahrung heraus Glaube, Liebe und Hoffnung als das Wesen der Frömmigkeit herauszuarbeiten und damit die sinnlich-übersinnlich-asketische Frömmigkeit ins Wanken zu bringen.

Ueber das tolle, lege läßt sich wenig sagen. Wie ein Gotteswunder hat er es betrachtet, hatte ein Recht, es so zu betrachten, drängt aber seinen Lesern nichts auf. Daß er die Aufforderung zu „lesen" als Aufforderung, ein Bibelorakel zu suchen, verstanden hat, wird durch die Erzählung vom heiligen Antonius, der er gefolgt ist, gemildert. Der Versuch konnte mißglücken, wenn sein erster Blick auf eine ungeeignete Stelle gefallen wäre. Aber wer wird glauben, daß er dann „unbekehrt" geblieben wäre? Die Kräfte, die er schon gewonnen hatte, wären sicherlich doch zum Durchbruch gekommen, und zwar in Kürze; denn das Werk Gottes war erfüllt.

Adolf Harnack

Die Beweggründe zum Gottesglauben in den verschiedenen Volksschichten und die Kirche

Der Dichter Gustav Schüler hat Gottsucherlieder herausgegeben. In ihnen klingt ein Ton leidenschaftlichen Ringens um Gott, der in unserem Volke lange verklungen war. Schüler ist nicht der Einzige, der so sucht. Gott droht hinter den Wolken zu verschwinden und viele Menschen schreien zum Himmel hinauf: Bist Du oder bist Du nicht? Wir können nicht ohne Dich leben.

In den theologischen und kirchlichen Kreisen steht die Frage nach Jesus im Vordergrund. Aber mancher praktische Geistliche wird es bezeugen, daß die schwersten verschwiegenen Kämpfe um Gott ausgekämpft werden. Die Grundfrage allen religiösen Lebens ist an unser Volk herangetreten: ob es mit oder ohne Gott seinen Weg weiter gehen will.

Mit tapferem Mute und kräftigen Waffen treten viele Geistliche und Nichtgeistliche für den Gottesglauben ein; der Kampf weckt neue Kräfte. Aber oft erlahmt der Arm und der Mut. Ein Geistlicher hat für die Suchenden Vorträge ge-

halten und sie in Diskussions-Abenden vereinigt über die Frage: Warum glaube ich an Gott? Mit warmem Herzen und ehrlichem Denken hat er dargelegt, wie die Geschichte des Christentums und die persönliche Erfahrung des einzelnen Christen den Gottesglauben verbürgt, er hat versucht zu erweisen, daß das Denken und die Wissenschaft mehr für als wider Gott zeugt. Wohl hat er Hörer gefunden, die dadurch weiter gekommen sind; aber bei vielen hat er gemerkt: die Worte und Gründe sind an ihnen herabgeglitten wie Wassertropfen, sie sind nicht bis in die innere Kammer hineingedrungen, wo die letzten Entschlüsse des Menschenherzens gefaßt werden; und dies geschah gerade bei denen, die er am meisten suchte.

Nun sitzt er mit brennendem Kopfe: Wollen die Menschen nicht? Können sie nicht? Habe ich meine Sache schlecht vertreten? Es muß doch möglich sein den Weg zu finden, auf dem die Menschenseele zu Gott kommt. Den Weg haben Viele gefunden, warum taste ich vergebens? Ich will nicht die Gleichgültigen und Widerstrebenden zwingen, sondern denen helfen, die Gott brauchen.

Es wird keinem Geistlichen schaden, wenn er durch diese Gewissensfragen hindurch muß. Aber er soll sich nicht in ihnen verzehren. Er soll nicht dem Irrtum unterliegen, als gäbe es *einen* Weg, auf dem man zu Gott kommt. Ueberall wölbt sich der Himmel über der Erde, und Gott ist zu gewaltig als daß *eine* menschliche Gedankenreihe seine Größe umspannen könnte. Deshalb müssen wir ernsthaft den Gedanken erfassen: Es gibt verschiedene Wege in das Land Gottes und wir dürfen nicht verlangen, daß alle Menschen auf unserem vorgeschriebenen theologischen Wege dahin gelangen. Vielmehr werden wir suchen, Jeder in seiner Gemeinde oder seinem Lebenskreise, zu erkennen: Welche Beweggründe führen die Menschen zu Gott, und welchen Gottesglauben gewinnen sie auf ihrem Wege? Erst wenn eine große Reihe von derartigen Beobachtungen vorliegt, unbefangen und aufrichtig gegeben und aufgezeichnet, dann ergibt sich ein wirkliches Bild von den Gründen und der Art des Gottesglaubens in unserem Volke. Heute will ich versuchen einige Ausschnitte aus diesem großen Bilde zu zeichnen und daraus Folgerungen für unsere kirchliche Aufgabe zu ziehen. Ich bin mir der Schwierigkeit der Aufgabe wohl bewußt und bin für Korrekturen nur dankbar.

1

Ich beginne mit dem Gottesglauben des Bauern. Es ist ein großer Unterschied, ob ich den reichen Bauern in den Hamburger Vierlanden oder den kleinen thüringer Wirtschaftsbesitzer ins Auge fasse, den Großbauern, der die landwirtschaftliche Schule besucht hat und seine Fachzeitungen studiert, oder den Gebirgsbauern, der nur mit seinem Acker und der lieben Sonne lebt. Zwischen ihnen gibt es viele Abstufungen seelischen und religiösen Lebens; wir können uns nur darauf beschränken, gewisse Grundeigentümlichkeiten herauszufinden, indem wir diejenigen Teile der bäuerlichen Bevölkerung bei Seite lassen, die sich unter dem Einflusse anderer Denkweisen von Gott abgewendet haben. Das echte Bauerntum ist im Ganzen gottgläubig.

Außer eigenen Lebensbeobachtungen und der Lektüre einiger einschlagenden Schriften, besonders des noch wertvollen Abschnittes über den Bauern in Riehls „Bürgerlicher Gesellschaft“ und l'Houets „Psychologie des Bauerntums“ stütze ich mich besonders auf die mündlichen Mitteilungen eines Mannes, der, selbst aus einem kleinbäuerlichen Wirtschaftshofe des oberen Erzgebirges stammend, mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet viel eindringendes Denken und Interesse auf das Verständnis bäuerlichen Wesens gewendet hat.

Der Gottesglaube des Bauern erwächst aus seinem Berufe. In der Bestellung des Ackers, in Saat und Ernte ist er von einer höheren Macht abhängig. Er beugt sich unter der Notwendigkeit. Mein Freund war im letzten regnerischen Sommer im Gebirge und erzählt: Mein Bruder sagte: „Du wirst dich wundern, daß ich so geduldig bin und den Regen ruhig hinnehme. Wie ich anfing und es kam Regen, wollte ich auch in die Höhe gehen und verzweifeln. Dann habe ich gesehen, daß es mir nichts nützt, und wir haben die Ernte doch noch immer eingebracht. Darum lehne ich mich nicht dagegen auf.“

Diese Notwendigkeit ist keine blinde Naturmacht. Die neuen naturwissenschaftlichen Ideen sind dem Bauern, soweit er seine urwüchsige Eigenart erhalten hat, fremd. Er denkt sich Gott persönlich. Er hat eine gewisse Neigung zu materialistischer Anschauung, nicht aus der Lektüre, sondern weil er mit den nackten Naturkräften rechnen muß. Er hat auch etwas Radikales, schimpft gern über staatliche und kommunale Einrichtungen, aber es gibt Dinge, an die er sich nicht rühren läßt: die Königstreue und den lieben Gott. Ein Bauer, der nichts von Gott wissen will, ist ein in sich gespaltenes Wesen.

Meine erste Krankenkommunion führte mich als jungen eben ordinierten Geistlichen in eine kleine Bauernwirtschaft, nicht weit von der sächsischen Stadt Meißen. Als ich mich durch eine Schneewehe durchgearbeitet hatte, kam ich in den Stall, wo die schon bejahrte Frau mit den Kühen beschäftigt war. Ich frug sie, ob sie am Abendmahl teilnehmen wolle. „Nein.“ So ging ich zu dem alten kranken Manne. Er sagte mir: „Meine Frau glaubt an nichts. Und einen Glauben muß doch der Mensch haben. Den hat selbst die Kuh. Sie glaubt an den Strick.“ Der alte, am Rande des Grabes stehende Mann wollte damit keinen Scherz machen, sondern sein Gefühl von der unbedingten Abhängigkeit des Menschen aussprechen und sein Nichtverstehen seiner Frau, die ein Menschenalter ohne Glauben neben ihm hergegangen war.

Gegen Leute, die nichts glauben, hat der Bauer leicht das Gefühl: Das sind leichtfertige Kerle, haben heute das und morgen jenes. Man weiß nicht, was man von einem solchen Menschen zu erwarten hat. „Er gleebt an nischt; wenn der seinen Hof wegbrennt, das wundert Niemanden.“

Auf diesem Boden wächst ein starkes Gottvertrauen ohne viel Worte. Der Tod von Mann, Frau, Kind wird ruhig hingenommen wie eine Naturnotwendigkeit. Man merkt auch, wie es innerlich an den Betroffenen würgt, aber es liegt eine schwere Kraft in ihnen: „Der liebe Gott hat es uns geschickt, es hat wohl so sein müssen!“ Sie gehen nach Hause, reden nicht viel darum und machen ihre Arbeit. „Sie krümmen ihren Buckel und beugen sich und seufzen und tragen es.“ Gott ist die Macht, an die man sich anhält.

Der Bauer braucht Gott, aber er weiß auch: Wir sind es, die zum lieben Gott halten, wir sind im Vergleich zu Anderen schätzenswert.

In der Aeußerung der Frömmigkeit ist ein Unterschied zwischen den größeren Bauern und den ärmeren Wirtschaftsbesitzern. Diese sind bedrückter, deshalb wird bei ihnen der Glaube eher gefühlsmäßig, bekommt wohl auch einen Einschlag von Gemeinschaftschristentum, deshalb sind pietistische Erweckungen möglich. Der eigentliche Bauer ist eine aufrechte Gestalt, er paßt nicht hinein in das fromme Zusammensitzen der kleinen Leute. Diese letztere Frömmigkeit gibt es in Sachsen nur im Gebirge, nicht im Niederlande, weil dieses die bäuerliche Armut überhaupt nicht kennt. Die Art der Frömmigkeit im Erzgebirge hängt mit der Unterernährung zusammen, mit Not und Krankheit.

Im Ganzen hat der bäuerliche Gottesglaube keine individuelle Färbung, er ist Massenerscheinung. Der Bauer hält auf Institutionen. Das hängt zusammen mit der ständigen Wiederholung in seiner Arbeit: Saat, Ernte, Dreschen. Was aus dem Rundgange heraus fällt, wird abgelehnt. Wer aus der Sitte heraustritt, fällt auf. Neue Anstöße stören. Wirtschaftliche Gründe wirken mit: der Bauer ist der Besitzende und hat eine Witterung für Alles, was eine Aenderung mit sich bringt; was eine Verschlechterung in Recht und Besitz hervorbringen will, wehrt er ab. Das erstreckt sich auch auf die Religion. Er hat Angst vor Wirrwarr.

Ich habe zweimal meinen Urlaub im Hause eines Weinbauern im Weinlande des Ueberetschgebietes bei Bozen zugebracht und wir sind gute Freunde geworden. Eines Tages kamen wir auf die schweren Gefahren jenes reich gesegneten Landes zu sprechen: Wie ist nur die Reblaus hereingekommen? „Ja, mein Vater sagt, es ist ein Strafgericht Gottes. Ein Anderer sagt auch, es kommt von der Elektrizität. Ehe die

Telegraphen kamen, gab es keine Reblaus." Wie deutlich leuchtet hier das tiefe Mißtrauen des Bauern gegen alles Neue hervor! Das Alte ist von Gott, das Neue kommt leicht vom bösen Feind. Deswegen steht er instinktiv allem Neuen mit Abwehr gegenüber. Riehl spricht einmal von der mürrischen Defensive des Bauern. Von hier aus kommt l'Houet zu seinem Urteil, daß die neuere Theologie für den Bauern nichts tauge.

Dafür hält er mit einem zähen Trotz am Altbewährten fest. Es sind Bauern, welche sich im Salzburger Lande für ihren Glauben vertreiben ließen und die in „Glaube und Heimat" ihr Höchstes opfern.

Freilich rüttelt die Neuzeit mächtig an der alten bäuerlichen Art: der Bauer hat einsehen gelernt, daß er nicht nur vom Wetter, sondern vom Weltmarkt und der wirtschaftlichen Konjunktur abhängt; er beginnt nicht nur die Elektrizität und andere neuzeitlichen Errungenschaften sich dienstbar zu machen, sondern die Neuerung wirkt auch auf seinen seelischen Zustand ein. Aber er folgt diesen Wandlungen im Grunde doch mehr der Not gehorchend als dem eignen Triebe. Im innersten Grunde seines Wesens liegt das Beharren, nicht das Fortschreiten.

Daraus ist nicht der Schluß zu ziehen, daß der kirchliche Gottesbegriff und der bäuerliche im letzten Grunde übereinstimmen. Die Lehren von Gnade und Sündenvergebung nimmt der Bauer von der Kirche hin, aber sie sind ihm, wenigstens in vielen Teilen Deutschlands, nicht innerstes Eigentum geworden, der Vergeltungsgedanke liegt ihm näher. Gewiß gibt es Gegenden, in welchen das kirchliche Denken die Bauernseele ganz durchdrungen hat. Man braucht nur an die Bauerngemeinden der Lüneburger Heide zu denken, die unter dem Harmsschen Einflusse standen. Aber im großen Durchschnitte ist doch der Bauerngott ein Naturgott, der Regen gibt und verweigert. Diesen Gott braucht der Bauer, deshalb hängt er mit seiner ganzen Zähigkeit und mit seiner naturwüchsigen Gesundheit an ihm fest. Er macht bei uns keinen Bittgang um die Felder und Weinberge, wie der Tiroler Bauer, aber seine ganze Frömmigkeit ist ein Aufschauen zu demselben Gott. Er flucht über das Wetter, aber nicht über Gott, davon hält ihn die Ehrfurcht zurück. Wenn der Geistliche ihn für andere Dinge erwärmen will, so heißt es: „Was hat er denn Neues wieder, wieder eine neue Sach! Da soll man gewiß was geben."

Wo liegt die Wurzel dieses bäuerlichen urwüchsigen Gottesglaubens? Sicher nicht in der Neuzeit. Obwohl Dr. Luther aus alter Bauernfamilie stammt und sein Bild viele Bauernstuben ziert, so hat der deutsche Bauer als Stand die Reformation, die Freimachung der Persönlichkeit vor Gott, nicht seelisch erlebt. Wir können uns deshalb nicht wundern, wenn der Bund der Landwirte die Schranken der Konfession jetzt so leicht überspringt. Abgesehen von rein wirtschaftlichen Gründen ist der Gegensatz gegen den mittelalterlichen Katholizismus geringer als der gegen die neuzeitliche geistige Entwicklung.

Dürfen wir aber bei dem Mittelalter stehen bleiben? Gewiß, insofern, als der Gedanke des einen allmächtigen, weltbezwingenden Gottes, der nicht nur Himmel und Erde, sondern auch Acker und Vieh, Haus und Hof gegeben hat, im mittelalterlichen Evangelium zu dem deutschen Bauern gekommen ist. Aber unter dieser Hauptströmung fließen noch Unterströmungen. Es ist ähnlich wie einst im Judenvolk, als dieses noch ein Ackerbau treibendes Volk war: in Jerusalem stand das Zentralheiligtum des einen Gottes, aber auf den Höhen opferte man den lokalen Göttern. Wo leben die Nebengötter in unserem Volke stärker fort, als im Bauernstande? Dort trägt der Kobold noch Geld zu oder fort; noch wird die Kuh verhext, daß sie keine Milch gibt. Die Hexe tut dies ja im Bunde mit dem „christlichen Teufel", aber dieser hat doch nur das christliche Gewand leicht übergeworfen; zieht man es ihm ab, so stehen die alten Heidengottheiten da. Wenn der Bauer im sächsischen Gebirge die junge Eiche spaltet und sein Kind hindurch schiebt, damit es dann ebenso gedeihen soll wie der wieder zusammenwachsende Stamm; wenn der Familien-Vater das Hemd des kranken Familiengliedes an einen fernen Ort zu der Frau schickt, die mit Sympathie zu kurieren weiß; wenn der junge Bauernknecht, der vor einiger Zeit in unsere Irrenanstalt kam, den Teufel mit seinen Hörnern und Feueraugen auf der Futterkiste sitzen sah, so sind dies nur einzelne Hinweise darauf, daß unter dem Mantel Gottes noch viele Nebengötter verborgen sind. Sie haben sich beugen müssen, aber sie sind noch nicht tot. Der Bauer hat ein gutes Gedächtnis, in ihm leben noch die religiösen Erinnerungen alter Heidenzeit. Der Gottesglaube des Bauern ist seitdem durch die Schule des Christentums gegangen und hat viel in dieser Schule empfangen. Wollen wir aber den Glauben des Bauern verstehen, so müssen wir mit ihm hinaustreten auf das Feld, alle unsere Bildung und Verbildung vergessen und von dem harten Ackerwerk zu dem hinaufschauen, der Sonnenschein und Regen gibt, der die Saat verhageln und die Ernte vernichten kann, und in dessen oft harter Hand unser Leben geborgen ist.

Diese herbe Bauernfrömmigkeit ist für Andere nicht immer bequem, am wenigsten für den Pfarrer. Der echte Bauer ist ein knorriger Eichenstamm, aber er hat Kernholz und wird noch viele Stürme überstehen.

2

Der Kleinbürger ist aus anderem Holze geschnitzt. Ich denke an den Handwerker alten Schlags, den kleinen und mittleren Kaufmann und teilweise auch an den Beamten. Die Abgrenzung ist schwer. Früher konnte man das Bürgertum als ein Ganzes zusammenfassen. Das ist heute nicht mehr möglich, wenigstens nicht in religiöser Hinsicht. Hier stehen sich die Bildungsschichten und das Kleinbürgertum scharf entgegen und verstehen sich gegenseitig nicht. Ich nenne Kleinbürger diejenigen Schichten des Bürgertums, die nicht auf dem Boden der neuzeitlichen Produktionsweise und der modernen Denkweise stehen. Sie sind vielleicht davon einigermaßen berührt, aber nicht durchdrungen.

Für unser kirchliches Leben ist diese Schicht von großer Bedeutung. In ihr lebt noch viel von der schlichten Frömmigkeit der Väter, sie trägt zum guten Teil die kirchlichen Unternehmungen: was wären unsere Vereine für äußere und innere Mission, Gustav Adolf-Verein und Evangelischer Bund ohne diese „kleinen Leute"! Als Vorstand eines Schwesternhauses habe ich Gelegenheit viele junge Mädchen kennen zu lernen, die aus diesem Kreise stammen, und stehe oft staunend davor, welche Fülle von Menschenliebe und Aufopferungsfähigkeit in vielen Familien lebt. Ich weiß wohl, daß man ganz andere Gegenbilder daneben stellen kann, aber dies ändert nichts an der Tatsache; und diese Eigenschaften wurzeln doch im Gottesglauben oder sind mit ihm in enge Beziehung gesetzt.

Der Gott des Kleinbürgers hat nicht wie der des Bauern mit Wind und Wetter zu tun, sondern er ist nötig, um dessen bürgerliche und sittliche Existenz zu sichern. Das kunstvoll verschnörkelte „Mit Gott" steht noch auf vielen Geschäftsbüchern. Der Kleinbürger braucht bürgerliche Ordnung, um seinen Beruf ausüben und für sich und seine Familie das Nötige verdienen zu können. Auf Erden braucht er die Staatsordnung, im Himmel den lieben Gott. Dieser ist ihm ein wohlwollender guter Landesherr, der in väterlicher Weise die Rechte seiner Kinder wahrt und den Wohlstand fördert. Bisweilen ist der Bürger mit dem Herrgott darin nicht ganz einverstanden, daß dieser seine hohe Polizeigewalt nicht genug ausübt. Er müßte grobe Ueberschreitungen, Gotteslästerungen, Uebermut schärfer strafen. Aber im Ganzen kann der Bürger doch ruhig arbeiten und des Abends sich in seinem Hause zum Schlafen niederlegen, weil über ihn einer wacht, dessen Obhut besser ist als alle Tore und Soldaten. Noch klingt durch diesen Kreis das alte Gellertsche Lied: Verkündet Weisheit und Ordnung und Stärke dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt? Es weckt ein Gefühl der Empörung, daß es Menschen gibt, die sich von dieser Ordnung lossagen und dem ewigen Himmelsherrn ihre Anbetung verweigern. Eigentlich müßte der Staat da eingreifen. Unter dem Einfluß der militärischen Erziehung hegen nicht wenige Glieder dieser Schichten den Gedanken, der Staat sollte eigentlich eine Art Normalreligion aufstellen über die wichtigsten Dinge, die Jeder glauben muß oder doch annehmen muß, damit

die öffentliche Ordnung nicht gefährdet wird. Erst kürzlich erfuhr ich aus einem Gespräch in diesen Kreisen, daß man es nicht begriff, wie die Regierung eines kleinen deutschen Bundesstaates es verantworten könne, daß auf ihrer Universität ein naturwissenschaftlicher Professor den lieben Gott leugne, der müßte von Rechts wegen abgesetzt werden.

Außer dem Beruf steht das Familienleben im Vordergrund, viel mehr als bei dem Bauern, der dafür zu wenig Zeit hat. Für die Kinder sorgen, daß sie etwas Tüchtiges werden, ist Herzenssache. Man kann als Geistlicher besonders am Konfirmationstage in die Elternherzen hineinsehen, sie scheuen sich nicht die Weichheit ihres Gefühls zu zeigen. Was will es bedeuten, daß die Kinder in die Welt mit ihren Versuchungen hinausgehen! Wieviel Söhne sind mißraten und den Eltern entfremdet, wieviele Töchter auf schlechte Bahnen gekommen! Da ist es das Einzige, sich an Gott zu halten, und aus tiefstem Herzen kommt die Mahnung des Vaters oder der Mutter: „Eins mach ich mir aus, mein Kind, halte dich an Gott! Laß dir nicht von den Sozialern den lieben Gott aus dem Herzen reißen! Du weißt wie er uns geholfen hat, als die Mutter krank war, oder als es mit der Arbeit nicht gehen wollte. Bete alle Abende, vergiß das nicht!"

Wenn die Kinder bei Gott bleiben, dann werden sie sich auch ernst, brav und gut halten. Das Gewissen ist durchaus in Gott verankert, eine Trennung von Religion und Sittlichkeit gibt es noch nicht. Der Gottesglaube muß den kleinen Leuten Ersatz geben für Vieles, was die Großen haben. Ein junges Mädchen, Tochter eines Maurers, das noch nicht lange in den Dienst einer vornehmen Herrschaft gekommen ist, sitzt des Abends in der großen Stadt und liest seine Bibel. So wird es von der Frau getroffen. Diese stutzt über den ungewohnten Anblick und fragt die Köchin: „Ist die Marie wirklich so fromm oder tut sie bloß so?" Aber das Mädchen sagt ihr mit kindlicher Offenheit ins Gesicht: „Das laß ich mir nicht nehmen, was hätte ein armes Mädchen sonst? Wir haben nicht die Vergnügungen und das gute Leben wie die Herrschaften!"

Wir wissen alle, daß diese Lebensauffassung im Zerbröckeln ist, wie vielleicht die ganze Zusammensetzung des unteren Bürgerstandes sich ändert, aber in vielen Teilen Deutschlands haben wir noch stark mit ihr zu rechnen. Es liegt über dieser Schicht mehr als Stimmung denn als klare Ansicht: Gott ist der Gott der kleinen Leute. Es herrscht dieselbe Empfindung, die wir in vielen Psalmen finden: Herr schaff uns Recht, laß die Bedränger nicht siegen, erbarme Dich und hilf den Armen und Elenden! Er hat es so oft getan, er fühlt alle Not der Menschen und ihr Elend. Darin liegt der Trost des Gottesglaubens.

Wenn aber Gott nun die Wünsche nicht erfüllt? Dann ist die Gefahr vorhanden den Glauben zu verlieren. Hier liegen die Seelenkämpfe in dieser Schicht. Ein Handwerker ist in seinem Berufe vom Dach gefallen und von seiner Familie jäh weggerissen worden. Da steht die Frage mit aller Wucht auf: Warum hat das Gott getan? Bedachte er nicht, daß noch drei Kinder zu versorgen waren? Gab es nicht so viel Kranke und Hinfällige, die ohne Schaden sterben konnten? Und die Leute haben sich doch immer zur Kirche gehalten nnd sind rechtschaffen gewesen! Gott hat das Vertrauen nicht gerechtfertigt, das man auf ihn setzte. Die alte Hiobsfrage ist die schwerste der „kleinen Leute". Wohl ihnen, wenn sie schließlich doch wieder beten lernen auch zu dem unverstandenen Gott: Befiehl du deine Wege.

Warum also brauchen sie Gott? Weil er ihre bürgerliche und sittliche Existenz und ihr Familienglück garantiert und weil er allein im Stande ist, über die Schwierigkeiten und Ungerechtigkeiten des Daseins hinwegzuhelfen oder hinwegzutrösten.

Es ist ein enger Kreis, in dem ihre frommen Gedanken und Gefühle wohnen; der Zug ins Weite fehlt. Das ist nicht mehr das Bürgertum der Reformation, dessen Schlachtgesang hieß: Ein feste Burg ist unser Gott! So gern und so laut dieses Lied am Reformationsfest begrüßt wird, so kann der letzte Vers nur in einer außergewöhnlichen Steigerung des Gefühls gesungen werden. Auch das „Ist Gott für mich, so trete" aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ist zu machtvoll für diesen Gottesglauben. Wollen wir ihm einen Platz in der Geistesgeschichte unseres Volkes suchen, so werden wir in die Zeit der Aufklärung gewiesen; Bestandteile der Periode der Empfindsamkeit und des Pietismus sind damit verwoben. Gewiß ist seitdem manch Einzelnes hinzugekommen, aber der Grundcharakter entspricht jener seelischen Stufe: das Glücksbedürfnis, die Ungebrochenheit des Vergeltungsglaubens, ein verstandesmäßiger Zug und gleichzeitige Gefühlsweichheit und die Betrachtungsweise der Welt vom Gesichtspunkte der sittlichen Tüchtigkeit, der Erziehung, der Nützlichkeit.

Soweit die kleinen bürgerlichen Kreise nicht ausdrücklich in fromme Gemeinschaften aller Art hereingezogen sind, überwiegt das rein Menschliche im Gottesbedürfnis. Aeußerlich zeigt sich dies darin, daß außer am Konfirmationstage der Gottesdienst besonders reichlich besucht wird zu Silvester und am Totensonntage. Freilich in die Gedanken an das Jenseits haben sich am meisten neuzeitliche Einflüsse eingeschlichen, aber doch drängt der Gottesglaube dieser Schichten mit einer inneren Wucht nach dem Ewigkeitsglauben hin. Nicht um des kommenden Reiches Gottes willen, sondern in der Hoffnung des Wiedersehens mit den lieben Entschlafenen. Aus allem Zweifel heraus leuchtet doch die Hoffnung: Der Gott, der seine Menschenkinder lieb hat, kann doch nicht immer die trennen wollen, die sich hier am nächsten gestanden haben. So klammern sich die rein menschlichen Wünsche und alle Sehnsucht des Menschenherzens an den Gottesglauben. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir aussprechen: In dieser Form des Gottesglaubens liegt viel Egoismus, enger, naiver, herzlicher Egoismus. Aber wenn allem Menschlichen ein starker irdischer Bestandteil beigemischt ist, warum nicht auch dem Gottesglauben dieser Schicht? Sie ist nicht im Stande dem deutschen Volke eine Zukunft zu schaffen, dazu fehlt ihr das Kraftvolle, Himmelstürmende, aber sie bewahrt viele edle gute Kräfte der Vergangenheit. Aus ihr gehen jederzeit Menschen hervor, die den Schatz ihrer Jugend in sich tragen, aber dann den engen Bann zerreißen, tiefer Atem holen und nicht bloß den Gott der kleinen Leute verehren, sondern den gewaltigen Gott, der in der Unendlichkeit wohnt.

Fortsetzung folgt Johannes Naumann

Was können wir gegen den Rückgang der Geburten tun?

1. Das Erste wird sein, daß wir alle Prüderie zu Hause lassen und uns über den unheimlichen Ernst der Lage klar werden. In Deutschland sind im Jahr 1870 auf 1000 Einwohner 40,1 und im Jahr 1910 nur noch 29,8 Kinder geboren, ein volles Viertel weniger. Und zwar hat der Rückgang bis zum Jahr 1900 in dreißig Jahren 3,3, in den letzten zehn Jahren aber 7,0 ausgemacht. Von kleinen Schwankungen abgesehen, ist die Zahl seit 1901 unerbittlich herabgegangen, zuletzt um 2,1 in einem einzigen Jahr. Mit allen anderen europäischen Ländern verglichen, sinkt sie in Deutschland am schärfsten; auf 1000 Einwohner sind im Jahr 1910 beispielsweise in Spanien 1,7, in Frankreich 2,5, in England mit Wales 5,1, in Deutschland aber 6,3 Kinder weniger geboren als im Jahresdurchschnitt von 1891 bis 1900. Wir sind bereits so weit, daß die Zahl der Geburten auch absolut zurückgeht. Seit 1898 waren bei uns jedes Jahr über 2 Millionen Kinder geboren; im Jahr 1910 waren es unter 2 Millionen, obwohl die Gesamtbevölkerung seit 1898 um fast 10 Millionen gestiegen war; im Jahr 1910 sind 93824 Kinder weniger geboren als noch 2 (!) Jahre vorher. Auf eine förmliche Katastrophe lassen besonders die Zahlen der Großstädte schließen. Z. B. sind im Stadtkreis Berlin auf 1000 Einwohner im Jahr 1876 46,0 und 1909 21,8, in Barmen 1876 47,7 und 1910 23,4, in Solingen 1890 38,3 und 1910 21,2, in Dresden und Umgegend 1898 41,0 und 1908 25,0 Kinder geboren. Oder, um den absoluten Rückgang zu erläutern: in München sind 1901 bei rund 500000 Einwohnern 14103 und im Jahr 1909 bei zirka 570000 Einwohnern nur 10535 eheliche Kinder geboren. In einer, nicht etwa eigens gewählten, großstädtischen

Kirchengemeinde beträgt die Zahl der Taufen von 1908 bis 1912 141, 114, 127, 107 und 101. Die Plötzlichkeit und Schärfe, mit der der Rückgang seit dem Jahr 1901 vor sich geht, zwingt — mangels erkennbarer anderer Ursachen — zu dem Schluß, daß er gewollt ist, daher auch zu der Sorge, daß er weiterhin anhalten wird.

Außer dem Rückgang selbst ist für uns noch besonders schmerzlich, daß er gerade die evangelische Schicht unsres Volkes trifft. In Preußen wurden in den Jahren 1875—1900 für eine katholische Ehe durchschnittlich 5, für eine evangelische durchschnittlich 4 Kinder berechnet. Im Jahre 1871 waren 64,9 v. H. der preußischen Bevölkerung evangelisch und 33,6 katholisch, 1910 nur noch 61,8 evangelisch und 36,3 katholisch. Das wäre noch erträglich, wenn nicht auch hier in den letzten zehn Jahren die Verluste gewachsen wären. Der Prozentsatz der aus rein evangelischen Ehen geborenen Kinder im Verhältnis zu den Kindern aus katholischen Ehen ist von 54,4 : 38,6 im Jahr 1903 auf 52,3 : 40,4 im Jahr 1910 gefallen. Noch deutlicher reden folgende Zahlen: 1901 waren in Preußen 3 491 373, 1906 3 706 962 und 1911 3 851 647 Schulkinder evangelisch, in denselben Jahren 2 057 272, 2 321 926 und 2 567 914 Schulkinder katholisch. In zehn Jahren sind die $3^1/_2$ Millionen evangelischer Schulkinder um 360 000, die 2 Millionen katholischer aber um 510 000 gewachsen. Anders ausgedrückt: 1901—1906 ist die Zahl der evangelischen Schulkinder jährlich um 9 613, 1906—1911 jährlich gar um 20 340 weniger gewachsen als die der katholischen. Der bekannte Oberlandesgerichtsrat Marx zieht daraus die Folge: „Wenn das Wachstum in gleichen Progressionen fortfährt, würde im Laufe des Jahres 1925 die Zahl der katholischen Schulkinder jener der evangelischen Schulkinder gleich sein.“ Die weiteren Folgen, nämlich für den konfessionellen Aufbau der Gesamtbevölkerung, liegen auf der Hand. Dabei ist es ein schlechter Trost, wenn man das raschere Wachstum der katholischen Schicht auf Rechnung der Polen setzt. Sind wirklich die Polen schuld, dann ist das Unheil noch größer. Uebrigens reichen die Polen zur Erklärung der harten Tatsache nicht aus; auch in den deutschen Bundesstaaten, wo es keine Polen gibt, hat die katholische Schicht dem Rückgang der Geburtenzahl bisher mehr Widerstand entgegengesetzt als die evangelische.

2. In zweiter Linie gilt es, die Gründe des Rückgangs festzustellen. Doch erfordert das eine besondere Untersuchung; hier können die Gründe nur angedeutet werden. In der Hauptsache ist die Industrialisierung Deutschlands und mit ihr die Großstadtbildung schuld. Die Lebensverhältnisse, besonders die Wohnungsmieten, der Großstädte zwingen die Glieder der mittleren und unteren Schicht, die Hervorbringung von Kindern ihrer Reflexion zu unterwerfen; eine Arbeiterfamilie mit mehr als vier Kindern fällt, wenn Vater und Mutter nicht Helden sind, physisch und psychisch der Proletarisierung anheim. Doch kommen, wieder vornehmlich in den Großstädten, auch noch andere Faktoren mit in Betracht: die noch immer steigende Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben, die steigende Geldliebe und Genußsucht in allen Ständen, die „Aufklärung“ der Frauen, die Schattenseiten der „ästhetischen Kultur“ und nicht zum wenigsten die, wie es scheint, ungeheure Verbreitung der antikonzeptionellen Mittel. Nun ist die evangelische Bevölkerung mehr als die katholische in den Großstädten konzentriert; für das Jahr 1905 hat Grünberg berechnet, daß ein Siebtel der katholischen und über ein Fünftel der evangelischen Bevölkerung Deutschlands in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern lebt. Daher machen sich die mancherlei Nachteile des Großstadtlebens und mit ihnen auch die Beschränkung der Geburtenzahl im evangelischen Volksteil stärker geltend als im katholischen. Dazu kommt, daß die katholische Kirche bei den Volksmissionen und im Beichtstuhl die Möglichkeit besitzt, der künstlichen Beschränkung der Kinderzahl und dem Gebrauch der hierzu geeigneten Mittel wirksam entgegenzuarbeiten; diese Möglichkeit ist der evangelischen Kirche verschlossen.

3. Und nun, was können **wir** tun, wir, die evangelische Kirche? Um es kurz zu sagen: erschreckend wenig, so gut wie nichts. Unser sittliches **Urteil** ist von selbst gegeben; aber

wir wissen nicht, wie wir es zur Geltung bringen sollen. Die Beichtstühle sind vor zweihundert Jahren abgerissen worden; und wenn sie noch stünden, wollten und dürften wir evangelischen Pfarrer*) doch die Gewissen unsrer Gemeindeglieder nicht nach Art des römischen Priesters binden. Aus dem Jugendunterricht scheidet die Frage von selbst aus. Die Predigt kann sie gelegentlich streifen, aber nicht gründlich behandeln. Und die Seelsorge — wie Wenigen in unsrer Gemeinde stehen wir nahe genug, um dieses persönlichste Thema unter vier Augen auch nur andeuten zu können!

Immerhin, Etliches läßt sich tun. Vor allem ist die Frage in den Synoden, Pfarrkonferenzen und Männer- und Frauenvereinen unsrer Gemeinden zu behandeln; es ist schon viel erreicht, wenn sie überhaupt diskutiert und dadurch das sittliche Urteil geklärt und gefestigt wird. Sodann ist mit Hilfe des gedruckten Wortes zu wirken. Die Legion von Sonntags- und Gemeindeblättern darf, wenn die Existenz unseres evangelischen Volkstums auf dem Spiel steht, ein offenes Wort nicht scheuen. Auch in der individuellen Seelsorge läßt sich, wenn denn nicht mündlich, so doch mit Hilfe von Druckschriften die Wahrheit sagen. Drittens ist die Jugend, mit der heute jeder Pfarrer bei ernstlichem Willen auf lange Zeit hinaus in Fühlung bleiben kann, in der Keuschheit zu erhalten; wer reines Herzens bleibt, behält auch Natürlichkeit, Sinn und Freude am nächsten Geschlecht. Endlich muß die Predigt den sittlich-religiösen Ernst, die geistige Stimmungswelt pflegen und schaffen, in der allein die Lust zur Nachkommenschaft und die Möglichkeit, sie gediegen zu erziehen, zu gedeihen vermag: sie muß den Geist der Furcht und Sorge bannen, Lebensmut und Optimismus wecken, das Gewissen für Einfachheit, Selbstzucht und Pflichterfüllung schärfen, kurz, den Weg zu Gott weisen, dem himmlischen Vater, der auch heute noch Kraft genug besitzt, um die Vögel unter dem Himmel, auch Kraft genug, um die Menschen in der Großstadt zu nähren. Weiter können wir als Kirche nichts tun.

4. Aber die Gesellschaft kann viel tun; und ihre Glieder gehören doch auch zur Kirche. Die Beschränkung der Kinderzahl ist von den Kreisen ausgegangen, die auch eine größere Zahl von Kindern hätte ernähren und tüchtig großbringen können. Mögen diese Kreise nun auch den Weg zur Wiedergeburt weisen und ihn persönlich einschlagen, **wenn anders das nationale Verantwortlichkeitsgefühl, das sie so gerne zur Schau tragen, wirklich in ihnen wohnt.** Zum mindesten müßte doch endlich der landläufige Spott über die kinderreichen Familien schwinden; auf ihnen beruht die Zukunft unsres Volkes. Wir brauchen gerade in den oberen Schichten die Ueberzeugung, daß Niemand zu seinem Amüsement, sondern zur Erfüllung seiner Pflicht da ist, daß sich Kinder heranziehen mehr lohnt als Geld anlegen, daß sich jedes Opfer, das man für seine Kinder bringt, reichlichst bezahlt macht, daß es Sünde ist, die Zahl der Kinder ohne Not zu beschränken. Kann man diesen Geist der breiten Masse zumuten, wenn er in der gut gestellten oberen Schicht so wenig zu finden ist?

Unendlich viel kommt weiter auf bestimmte Gruppen der Gesellschaft an. Voran auf die Presse, und zwar nicht nur auf den Inseratenteil der Zeitungen. Sodann auf die Nationalökonomen, denen der Hallenser Gynäkologe Veit kürzlich seine Forderung gestellt hat: „Die Lehre von Malthus muß von der Nationalökonomie zu richtigen praktischen Folgerungen geführt werden; jetzt wird sie von breiten Schichten des Volkes als Vorwand angeführt, um sich wegen antikonzeptioneller Maßregeln und wegen des verbrecherischen Abortus zu rechtfertigen. **Gelingt es der Nationalökonomie nicht, solche Folgerungen als Irrlehre zu charakterisieren, gelingt es nicht, die Moral wieder zu heben, so ist ein weiterer Rückgang der Geburten auch in Deutschland nicht zu verhindern.**“**) Schließlich haben unsere

*) Ministerialdirektor Kirchner hat am 7. Februar im preußischen Abgeordnetenhause ausdrücklich bedauert, daß die evangelischen Geistlichen in dieser Sache hinter den katholischen zurückstünden! Das der Kirche des „neuen Lebensideals“, der „Lebensbejahung“! D H

) Das Hauptbuch von nationalökonomischer Seite ist jetzt: **Julius Wolf, Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des

Mediziner das Wort. Es wäre nur zu wünschen, daß sie dem Problem durchweg ebenso intakt gegenüberständen, wie Geheimrat Veit; nach dem Material, das Medizinalrat Bornträger in seinem Buch über den Geburtenrückgang zusammenstellt, ist das leider, und zwar was Theorie und Praxis anlangt, nicht in dem gewünschten Maß der Fall.*)

5. Den Ausschlag muß die Wirtschaftspolitik und das — Strafgesetzbuch geben. Was jene betrifft, so werden kleine und große Mittel vorgeschlagen: die Abstufung der Steuern nach der Kinderzahl, die Junggesellensteuer, die verschiedene Bemessung der Beamtengehälter je nach der Größe der Familie, Prämien für die fünften, sechsten usw. Kinder, und dergleichen mehr. Doch sind alle diese Mittel in anderen Ländern schon angewendet worden, ohne nennenswerten Erfolg. Auch der Abbau der indirekten Steuern wäre nur ein kleines Mittel, so berechtigt seine Forderung auch ist; denn die indirekten Steuern treffen gerade die kinderreichen Familien. Was allein wirksam weiter führen könnte, wäre neben der energischen Verbesserung und Verbilligung der Kleinwohnungen in den Großstädten eine Wirtschaftspolitik, die der Entvölkerung des flachen Landes entgegenarbeitet und es von neuem zu bevölkern sucht. Zu diesem Ergebnis kommt Oldenberg in seiner eingehenden Auseinandersetzung mit Brentano: „Die schnelle Umwandlung in einen städtereichen Industriestaat ist die Quelle unseres Verderbens, und nur diejenige Wirtschaftspolitik kann helfen, die das Tempo dieser Entwicklung mäßigt." Wiewohl auch auf dem flachen Land die Zahl der Geburten zurückgeht, ist doch die Bauernschaft nach wie vor die Wiege unsres Volkstums. Schafft mehr Bauern und schafft mehr Bauernland, und wir haben wieder den nötigen Nachwuchs!**)

Von der Strafgesetzgebung endlich ist die Einreihung der antikonzeptionellen Mittel unter die Arzneimittel zu fordern, die nur auf ärztliche Ordination hin verabreicht werden dürfen: wofern nicht ihre Herstellung, Einfuhr und Vertrieb ganz zu verbieten sind. Der Handel mit diesen widerlichen Mitteln muß einen ungeheuren Umfang angenommen haben; Näheres ist bei Bornträger nachzulesen. Hiegegen hilft nichts als ein radikales Verbot. Nun ist dem Reichstag vor einigen Wochen — zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit — ein Gesetzentwurf zugegangen, durch den die Herstellung und der Gebrauch einer gewissen Art gesundheitschädlicher Kinderflaschen verboten wird. Ist die Gesetzgebung dazu berechtigt, dann ist sie es zehnmal mehr zu jenem Verbot. Ja, der Kampf gegen die kindertötenden Milchflaschen setzt logischer Weise voraus, daß erst recht die Verbreitung aller Mittel verboten oder doch unter schärfste ärztliche Kontrolle gestellt wird, durch deren Anwendung Kinder gar nicht mehr zum Leben kommen. Natürlich wäre auch mit diesem Gesetz nicht alles gewonnen; aber einen weitgehenden Einfluß übt das Gesetz immer auf Sitte und Sittlichkeit aus. Es ist dringend zu wünschen, daß die Untersuchungen, die die preußische Staatsregierung am 1. April v. J. angeordnet hat, recht bald zur Einbringung eines solchen Gesetzes führen werden: wenn nicht im Interesse der Sittlichkeit, so doch, um den physischen Bestand unseres Volkes zu erhalten.

Johannes Kübel

Sexuallebens unsrer Zeit. Jena, Gustav Fischer 1912. 268 S. 7,50 Mk. Vergl. darüber den Artikel von Karl Diehl im Februarheft der Internationalen Monatsschrift. Freilich von dem Pathos, das der Geh. Medizinalrat Veit von den Nationalökonomen erhofft, ist da bei Diehl nichts zu verspüren. D H

*) Vgl. Bornträger, Medizinalrat in Düsseldorf: Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung. Würzburg, Kabitzsch 1913. 179 S. 4 Mk. — Veits Appell in den „Praktischen Ergebnissen der Geburtshilfe und Gynäkologie." — Auf protestantischem Boden müssen heute die Aerzte ein Teil von dem leisten, was unter den Katholiken die Priester leisten. Es ist aber von größtem Wert für den Zweck und das Ganze, daß die evangelischen Pfarrer mit den Aerzten Fühlung haben. Daß diese Fühlung gewonnen wird, sollten Beste und Verständigste auf beiden Seiten sich zur ernsten Aufgabe machen. Es ist viel gesäumt und verfehlt und wird hohe Zeit.

**) Oldenberg im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 32 und 33. Vgl. auch Wilhelm Böhmert, Die Hilfe 1912 Nr. 42 f.

Aus des Pfarrers Tagebuch

Erinnerung

Zu Mittag wars. Ich kam vom Krankenhaus.
Das bleiche Mädchen mit den weißen, schlanken
Und abgezehrten Händen in Gedanken,
Trat ich zur Klosterstraße still hinaus.
Da stand ein Omnibus. Die junge Frau,
Den Korb am Arm, hat eben ihrem Manne,
Dem Schaffner dort am wartenden Gespanne,
Sein Mittagbrot gebracht. Ihr kleines Kind —
Er nimmt es grad und hebt es hoch empor:
„So! Klingle jetzt!" Das Händchen streckt sich vor,
Umkrallt den Strick, zieht zweimal fest daran;
Der Junge lacht, und lächelnd reicht der Mann
Ihn seiner Frau hinab, indeß die Fahrt beginnt.
„Wie alt?" so frag ich, nur, um was zu fragen.
„Grad jetzt zwei Jahr." Gemächlich rollt der Wagen
Und stampft nach vorn. Und meine Seele sinnt.
„Grad jetzt zwei Jahr! So also würde deine Hand
Jetzt greifen können; so den Dingen zugewandt
Dein Auge schaun!" — Vom Magdalenenturme fiel
Ein dumpf und hehr Geläut. Der Wagen war am Ziel.

Lenzblumen

Lenzblumen im Promenadenbeet,
Vom Nachtfrost geknickt und windzerweht. —

Wir gingen hinter drei Särgen,
Sie draußen im Sande zu bergen.
Gelb liegt der Sand an der schwarzen Gruft. —
Eine einsame Mutter, ein junger Schuft,
Von Krankheit zerschlagen ein alter Mann.
He, Totengräber — das Seil faßt an!
Zieht den Hut mit Sonntagsgebärde! —

Was ist der Mensch — Das alte Lied —
Lenzblume, die kaum einen Frühlingstag blüht —
Drei Hände voll Erde.

Der Sonne entgegen

Es rasseln die Räder im Eisengeleis —
Verschlafene Lichter weit hinten im Kreis,
Wo eine Seele vor Tage schon wacht,
Die Hände zur Arbeit zu regen.
Rings um mich schwarze, schweigende Nacht.
Ich fahre der Zukunft entgegen.

Vorüber flattert der weiße Rauch!
So fliegen die Wünsche, die Hoffnungen auch —
Aufleuchtend und wieder zerschlagen.
Die Räder rasseln ins Dunkel hinein —
Doch schau — im Osten ein leuchtender Schein.
Mit Gott will ichs wagen!

Dürre

Nun reih ich mühsam Bild an Bild —
Wo ist die Kraft, die aus der Seele quillt,
Die hochgemut des frohen Schaffens waltet,
Gedankenüberfülle kühn gestaltet,
Mit lichten Farben malt, was sie erlebt,
Und Sonnenglanz aus Gott darüber webt!

Nun such ich mühsam unter grauem Staub
Ein Reislein hier und hier ein welkes Laub —
Vor Jahren brachs die Hand vom frischen Strauch;
Nun such ichs auf und denk: Es geht wohl auch.

O fahr darein, hilf mir, mein Herr und Gott,
Von dieses Handwerks säumigem Getrott,
Von halben Schlafes willensmüder Pein!
Du schufst mich Künstler, laß michs sein!

Neue Glossen zum Balkankriege

Aus der Türkei

3. Deutsche Interessen

Ehe noch der Krieg beendet ist, sind schon Federn geschäftig, nachzuweisen, daß die Umwälzung im Orient deutsche Interessen nicht berühre, ja daß im Gegenteil für deutsche Waren ein größerer Absatz nach dem Kriege in den nun einer höheren Kultur erschlossenen Gebieten sich bieten werde. Fast möchte man glauben, daß wieder ein Wettlaufen jetzt auch um die Gunst der Balkanstaaten beginnen wird, bloß damit Deutschland auch seinen Anteil am Geschäft bekommt und seine offene Tür behält. Man übersieht ganz, daß in erster Linie Bulgarien, aber ebenso auch die anderen Staaten bedacht sein werden, eine heimische Industrie zu schaffen und deutsche, überhaupt ausländische Unternehmungen möglichst bald unmöglich zu machen. Schon haben die Serben die Strecke der orientalischen Eisenbahn, die hauptsächlich deutsches Kapital hat, und die Bulgaren die Linie Salonik-Adrianopel besetzt, um sie in eigene Verwaltung zu nehmen, weil, wie sie sagen, sie selber die hohen Dividenden, die die Bahnen abwerfen, gebrauchen können. In wenig Jahrzehnten dürfte ein bedeutsamer Absatzmarkt verloren sein. Darüber sollte auch ein momentaner Aufschwung nach dem Kriege nicht täuschen. Die Zollpolitik, die die Balkanstaaten treiben, wird für nicht wenige Zweige der Industrie geradezu das Einstellen des Exports in die bisher türkischen Gebiete bedeuten. Und die Politik dieser Staaten, wenigstens der slavischen, wird auch in Zukunft alles andere als deutschfreundlich sein. Sie fühlen sich als die Gefolgsleute Rußlands und Englands gegen die deutsche Gefahr.

Die ganze deutsch-türkische Politik, die in Deutschland immer noch als die Lichtseite der Auslandspolitik der letzten Jahrzehnte hingestellt wurde, hat Fiasko gemacht. Darüber sollte man sich keiner Täuschung hingeben. Und man sollte nun auf eine Wiedergeburt der asiatischen Türkei und einen starken Bundesgenossen in Kleinasien und Syrien, der uns gegen England und Rußland nennenswerte Dienste tun würde, nicht allzusehr trauen und auf diesem unsicheren Fundament große Zukunftspläne bauen, wie noch Rohrbach sie geäußert hat. Man sollte endlich in Deutschland den Gedanken aufgeben, daß die Türkei ein moderner leistungsfähiger Staat werden könnte, auch wenn ihr nun die europäischen Teile, die gewissermaßen offene Wunden an ihrem Körper waren, abgenommen sind. Rasse und Religion hindern beide einen Aufschwung, daß etwa ein neues Japan entstehen könnte. Schon heißt es, daß auch über Kleinasien England und Rußland einen Geheimvertrag geschlossen und es in Interessensphären aufgeteilt haben. Wenn sich Deutschland nicht entschließt, auf irgend eine Weise, besser als bei Marokko, seine Vormachtstellung in Kleinasien bis zum Euphrat zu sichern, so wird auch das Letzte, was noch zu vergeben ist, dauernd verloren sein. Die Politik der offenen Tür wird in der Welt auch ihre Zeit haben, und wo dann die deutsche Industrie sich ihre Märkte suchen wird, wenn ein Land nach dem anderen sich verschließt, ist eine Frage, die man heute schon nicht mehr übersehen kann.

Grund zu einer sentimentalen Türkenfreundschaft um jeden Preis liegt wirklich nicht in der letzten Vergangenheit. Die Freundschaft ist doch zumeist eine recht einseitige gewesen. Im türkischen Volk, unter den Gebildeten zumal waren bis auf die letzte Zeit die Sympathien viel mehr für Frankreich und England als für Deutschland vorhanden. Wie die türkische Regierung den deutschen Instrukteuren gedankt hat, darüber hat vor wenig Wochen Generalleutnant Litzmann in der Täglichen Rundschau lehrreiche Artikel geschrieben. Und in Macedonien hätte man schwerlich einem Fremden anderer Nationalität die Behandlung zukommen lassen und die Nichtachtung gezeigt, die Deutschen gegenüber wiederholt zu Tage trat. Mit Neid haben sie gesehen, wie Engländer und Amerikaner ihre Interessen geschützt sahen, und hatten oft nicht die Empfindung, einer Weltmacht, sondern eher einer Macht dritten oder vierten Ranges anzugehören, die froh ist, daß sie eben nur so geduldet ist.

4. Ist die Balkanfrage erledigt?*)

Die Zukunft Adrianopels ist einstweilen das Haupthindernis, wegen dessen man zu einer Einigung nicht kommen will. Aber man ist allgemein kriegsmüde und den stolzen Traum, als Sieger in Konstantinopel einzuziehen, haben die Bulgaren zurückgestellt. Sie haben die Hauptlast des Krieges getragen und haben furchtbare Opfer gebracht. Ein großer Teil der Blüte ihrer Jugend und der Intelligenz gerade deckt das Schlachtfeld. Und einstweilen wird auch Europa, selbst England und Rußland, schwerlich sich damit einverstanden erklären, Bulgarien am Bosporus zu sehen. Aber das ehrgeizige, aufstrebende Volk wird seine Zukunftshoffnung, ein Großbulgarien von Konstantinopel bis Salonik und Thessalien im Süden und bis zur Donau im Norden, nicht begraben.

Eher aber dürfte eine endgültige Auseinandersetzung über Macedonien erfolgen. Was auch dieser Friede da für Festsetzungen bringen mag, es wird schwerlich Bestand haben. Denn der Verlauf des Krieges hat die bulgarischen Wünsche in Macedonien nicht befriedigt. Die Serben sind bis Gueogeli den Wardar entlang vorgestoßen, und Griechenland hat Salonik besetzt und ist fast bis Monastir vorgedrungen. Für Bulgarien sind nur östlich von der Chalcidike die allerdings rauhen Distrikte des Tabaklandes von Xanthi, Serres, Drama mit dem Hafen Kavalla übriggeblieben.

Seit Jahrzehnten aber ist der Besitz ganz Macedoniens der Wunsch bulgarischer Patrioten. Darum haben die Bulgaren sich kirchlich vom Patriarchen getrennt und eine intensive Schulpropaganda begonnen. Darum haben bis zur Konstitution sich bulgarische und griechische Banden bekämpft und sind die Dörfer durch Geld und Gewalt bald patriarchistisch, bald exarchistisch geworden**) und sind darüber Ströme Blutes vergossen. Langsam ist die bulgarische Sprache weiter nach Westen und Süden gedrungen. Es gibt große Gebiete, wo Griechen und Bulgaren oder Serben und Bulgaren sich die Wage halten. Wird Bulgarien, wie immer die Grenzen gezogen werden, Halt machen und seine Stammesgenossen auf griechischem Gebiet aufgeben? Ich fürchte, es wird vielmehr ein neues Ringen beginnen, das auf einen Entscheidungskampf zwischen Bulgarien und Griechenland hindrängt. Es liegt auch in der Vergangenheit zwischen beiden Völkern zu viel, als daß der Friedensschluß jetzt beiden Völkern dauernden Frieden brächte. Der gegenseitige Haß war früher stärker als der gegen die Türken. Als es sich um Salonik handelte, trat er offen wieder hervor. Die Griechen hatten es zuerst besetzt und werden es wohl auch behalten. Aber als nach den Griechen die Bulgaren in die Stadt einrückten, war die Stimmung eine sehr gespannte, und es fehlte wenig, daß eines Tages die Gewehre losgingen, als griechische und bulgarische Truppen sich in den Straßen mit aufgepflanztem Bajonett gegenüberstanden. Bulgarische Offiziere sprechen es offen aus, daß der nächste Krieg gegen Griechenland geführt wird, daß ganz Macedonien bulgarisch werden muß, und sie geben dazu eine Frist von höchstens 5 Jahren.

Das läßt hoffen, daß die Bäume des Balkanbundes nicht in den Himmel wachsen werden. Griechenland wird gegen die Uebermacht des Slaventums vielleicht einmal einen Rückhalt am Dreibund suchen müssen. Jedenfalls aber wird Macedonien noch weiter ein heißer Boden bleiben. X

Die fünfte Missionswoche in Herrnhut

14.—19. Oktober 1912

Wenn ich mich anschicke, etliche Eindrücke von der Herrnhuter Missionswoche hier wiederzugeben, so kann es sich nicht um eine kritische Beurteilung des Gehörten handeln. Dazu stehe ich viel zu wenig in den Problemen, die die Mission der Gegenwart beschäftigen. Ich möchte nur die Freunde unseres Blattes auch auf diese Tagung aufmerksam machen, die ent-

*) Natürlich vor der Wiedereröffnung des Krieges geschrieben. Aendern wird diese nicht viel. D H

**) Ueber Patriarchalisten und Exarchisten usw. demnächst.

schieden einen sehr großen Teil unserer lebendigsten Frömmigkeit hinter sich hat, wie sie auch ganz und gar von ihr getragen wird. Dazu kommt, daß ich mich der kleinen Schar vortrefflicher Menschen, die den naturgemäßen Mittelpunkt dieser Woche bildete, viel zu sehr verpflichtet fühle und in ihnen eine für unsere Kirche geradezu vorbildliche Truppe kernhaften, opferfreudigen, weitherzigen und zartfühlenden Christenlebens kennen lernte. Was trifft man unter ihren Laien für eine Menge von innerlich durchgebildeten Leuten, die nicht nur die Geschichte ihrer Gemeine beherrschen! Wie machen die Leiter und Prediger durchweg den Eindruck bedeutender und glücklich in sich gefesteter Persönlichkeiten! Es ist beneidenswert. Ich verschließe mich den Schattenseiten nicht, es scheinen auch dem flüchtigen Beobachter mancherlei Gefahren nahezuliegen; aber der Eindruck einer bedeutenden und bedeutungsvollen Gemeinschaft ist größer und maßgebend. Das klang auch durch alle Reden der auswärtigen Besucher, die sich zum größten Teil aus Norddeutschen, aber auch aus Bayern und Württembergern, aus Schweizern und Schweden gruppierten, freilich wieder fast nur aus Geistlichen. Die Zahl der auswärtigen Laien war verschwindend klein.

Doch nun zur Tagung selbst. Sie wurde eingeleitet durch einen Begrüßungsabend, an dem der Missionsdirektor der Brüdergemeine Hennig, Superintendent D. Petrich und der Ortsprediger Marx sprachen. Wer den schlichten und ungemein beruhigend wirkenden Beetsaal der Herrnhuter Brüdergemeine, mit seiner mächtigen Orgel, kennt und dem ständigen Leiter der Sitzungen, Hennig, schon begegnet ist, kann sich denken, wie einheitlich und charaktervoll geschlossen die Versammlungen wirkten. Eingeleitet wurden sie täglich neben Gesang, Bibelvorlesung und Gebet durch eine Andacht. Am wertvollsten erschien mir unter den letzteren — Andere urteilen anders — die am ersten Tage von dem Unitätsdirektor Bourquin gehaltene: „Der Missionsstreiter." Er sprach herb und doch warm, richtete den Blick nach außen, aber mehr noch nach innen, verband Wollen und Sein, Ethisches und Religiöses innig und tiefgründig.

Die Verhandlungen standen am ersten Tag unter dem Zeichen des Theoretischen. Simon, früher Missionar auf Sumatra, jetzt Lehrer an der theologischen Schule in Bethel, sprach über: „Mission und Religionswissenschaft." Er redete bei aller Einschränkung der religionswissenschaftlichen Betrachtung das Wort, und in der Besprechung unterstützten ihn, aus der praktischen Erfahrung heraus, etliche Missionare. Beide, Religion und Religionswissenschaft, sollen und können einander dienen. Auf den Wert der Mission für die Religionswissenschaft wurde besonderer Nachdruck gelegt. Der Entwicklungsbegriff, auf Religion und religiöse Erfahrung angewendet, wurde abgelehnt. Aber der Vortrag war doch eine erfreuliche und sympathisch berührende Leistung. Am Nachmittag gab Privatdozent Lic. Goeters aus Halle ein Bild von der „Missionsstudienbewegung in Amerika, Großbritannien, Skandinavien, Holland und Deutschland", wobei sich wieder zeigte, daß Deutschland an letzter Stelle, marschiert. Die Absicht ist die, durch Studienkurse die Gedanken und Probleme der Mission in die weiteren Kreise der Jugend aller Stände zu tragen. Im Anschluß daran führte der Sekretär der deutschen Kommission, Missionsinspektor Schlunk, Hamburg, einen (allerdings etwas lehrhaft geratenen) Modellstudienkurs vor. Man bekam aber doch den Eindruck eines recht wertvollen Unternehmens. Der nächste Tag brachte eine großzügige Darlegung der Beziehungen zwischen der deutschevangelischen Auslandsdiaspora und der Mission von D. Mirbt-Göttingen. Hier liegt eines der vordringlichsten Probleme der gegenwärtigen Mission: auf der einen Seite steht die Pflicht der Erhaltung deutsch-evangelischen Lebens, auf der anderen Seite handelt es sich um Erhaltung des Volkstums und seine Durchdringung und Verklärung durch das Evangelium. Beinahe in allen Missionsgebieten ist, wie die Besprechung bestätigte, diese Frage brennend. Man denke nur an unsere Kolonien: deutsche Farmer haben andere Bedürfnisse und sind anders zu behandeln als die sie umgebenden Eingeborenen; an vielen Stellen ist für beide aber nur der Missionar da. Der Schlußhinweis Mirbts, daß die deutsch-evangelische Auslandsdiaspora durch ihr eigenes lebendiges evangelisches Leben ein wertvolles Hilfsmittel der Mission sein solle, fand besonders kräftigen Widerhall; was er da betonte, ist aber leider erst mehr in der Theorie da. Von einer sehr glücklichen Lösung, die freilich keine Verallgemeinerung gestatten mag, kann die Hermannsburger Mission in Südafrika erzählen, was Schomerus anziehend und lebendig erläuterte.

Am Nachmittag sprach Missionsinspektor Schlunk-Hamburg über: „Missionspolitik und Verkehrsstraßen." Er suchte an der Hand der Geschichte der Norddeutschen Mission in Togo nachzuweisen, daß die Missionsarbeit in die Städte und an die Verkehrsstraßen gehöre, stieß aber damit auf mannigfachen Widerspruch und mußte sich in der Besprechung die Korrektur gefallen lassen, daß jede Schematisierung auf dem Gebiet der Missionspolitik unangebracht sei. Doch blieb die Frage, wo die Mission einzusetzen habe, ob an den Verkehrszentren oder im unwegsamen Innern, offen. Ihre Lösung ist dem Einzelfall vorbehalten; es gibt soviel „Missionsstrategien" als Missionsgebiete. Am darauffolgenden Tag führte Pfarrer W. Schlatter von St. Gallen in „einige Gegenwartsfragen der Mission in China" ein. Er lenkte den Blick zunächst auf die im Zusammenhang mit der Revolution stehenden, aber dem Volkscharakter überhaupt entsprungenen Selbständigkeitsbestrebungen der chinesischen Christen und legte sodann die überragende Bedeutung der Schulfrage dar. In Beidem überwiegt die amerikanische Beeinflussung alle Anderen. In der Besprechung, an der sich hauptsächlich Superintendent Leuschner und Missionar Lutschewitz beteiligten, zeigte sich der verschiedene Charakter von Süd- und Nordchina. Beide konnten, der Eine seine Hoffnungen, der Andere seine Befürchtungen der Revolution gegenüber im Verhältnis zum Christentum, mit Gründen und Beispielen aus der Erfahrung belegen und fanden sich darin, daß die deutsche Mission für China viel zu unbedeutend sei, um nur einigermaßen in den Gegenwartsfragen dieses Riesenreiches bestimmend mitwirken zu können.

Am Nachmittag fanden Sonderkonferenzen statt, in denen, um das Wichtigste herauszuheben, über die Rassenfrage, über die Mission und die Presse, sowie über die Mission an den Ausländern in den Großstädten verhandelt wurde; die dabei nicht beteiligten Besucher sahen sich währenddessen unter Herrnhuter Führung in Herrnhut und Berthelsdorf um.

Am letzten Tag führte Missionar Müller von Madschame (am Kilimandscharo) in „neue Probleme der Leipziger Mission in Deutschostafrika" ein. Er nannte deren vier: die zwei ersten, das Verhältnis zu den europäischen Ansiedlungen und der Kampf gegen den Islam, wurden eingehender behandelt. Da die Besiedelung in den letzten Jahren zu rasch vor sich gegangen sei, wurden von den Farmern an die Neger Ansprüche gestellt, die auf ihre Volkssitte, Verfassung und persönliche Stellung einen stark ungünstigen Einfluß ausübten. Dabei kam natürlich auch die verschiedene Auffassung vom Wesen der Eingeborenen von Seiten der Mission und von Seiten der andern Europäer zur Sprache. Was den Kampf mit dem Islam betreffe, so sei er auch hier eine sehr drohende Gefahr, der die Entfaltung Ostafrikas nur allzu günstig sei. Daß die vielbesprochene Stellung der Regierung zum Islam dabei zur Sprache kam, läßt sich denken. Die beiden letzten Fragen, der innere Ausbau der Gemeinden und die Erweiterung des Missionsfeldes wurden nur ganz flüchtig berührt. In der an den Vortrag anschließenden Besprechung kam es zu herzhaften und warmen Ergüssen über den Zusammenhang zwischen der gleichgültigen Stellung so vieler Gebildeter zum Evangelium und der falschen Behandlung der Eingeborenen in den Kolonien. Daß dabei unter anderem die Herrnhuter Mädchen gebeten wurden, Regierungsbeamten in den Kolonien keinen Korb zu geben, mag als Kuriosum erscheinen, war aber ein recht gesunder und erfreulicher Vorschlag. So kam man weiter darauf zu reden, wie überhaupt die Teilnahme der Gebildeten namentlich aber auch der leitenden Kreise für die Sache der Mission zu gewinnen sei, wobei der Vorsitzende sehr wirkungsvoll der bisherigen Kolonialmissionstage gedachte.

Der Nachmittag brachte mit einem Rückblick auf „25 Jahre Missionsarbeit im Kaiser Wilhelmsland“ den Schluß, der am Abend in einem liturgischen Gottesdienst ausklang. Doch konnte ich bei beidem nicht mehr zugegen sein. Die andern Abende waren mit Berichten von Missionaren aus ihren Arbeitsgebieten (Labrador und Südchina) ausgefüllt. An einem Abend sprach Unitätsdirektor H. Bauer über: Wesen und Wirken der Brüdergemeine. Es war eine vortreffliche Leistung, die uns da in einer knappen Stunde geboten wurde, in schlichtem Gewand klare, scharfgeschliffene Sätze, ohne jedes Pathos, aber voll Wärme und edelstem Selbstbewußtsein. Ergreifend war der Schluß, nur etwa zwei Sätze, in denen er die Gefahren und Mängel der Gemeine mehr ahnen ließ, als zu erkennen gab, und die Stimme zitterte in tiefer und doch kaum spürbarer Bewegung, als er schloß: Beten Sie für uns! Was haben sie auch sonst noch für treffliche Worte gesprochen, etwa über die Mitarbeit der Laien, oder ein Satz wie der, mit denen wir alle angeredet waren: „Sie sehen und erleben vor der — wie soll ich sagen — eingebildeten Dogmatik den lebendigen Gott nicht!“ Man hatte bei jedem Wort aus ihrem Kreis den Eindruck des Erlebten, des Persönlichen, es kam aus der Tiefe eines in Gott gebundenen und beglückten Herzens. Dagegen verschwand das Ungewohnte und Fremdartige. Gewiß, das Fest gab dem Ganzen und dem Einzelnen einen Zug ins Große; aber mir war noch kein Kreis von soviel Menschen begegnet, in denen Frömmigkeit und Natürlichkeit, freundliches Wohlwollen und zarte Zurückhaltung, innere Ruhe und geschäftiges Leben in einem so herzerquickenden Bund standen, wie hier in der Brüdergemeine und namentlich unter ihren Leitern. Von jeglicher Polemik hielt man sich fern. Der in unsern Kreisen geschätzte Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein wurde, wenn ich mich recht erinnere, dreimal erwähnt, aber ohne jede Spitze. Ich hätte ihm gerne, besonders nach dem religionswissenschaftlichen Vortrag und in der Frage der Chinamission das Wort gegönnt. Nur Eines möchte ich — und dazu ist der Bericht geschrieben — daß wir noch mehr als bisher geschehen ist, im Alten die starke Kraft zu wahrer Frömmigkeit anerkennen. Etwas mehr oder weniger Dogmatik im alten Sinne, was schadet das schließlich, wenn nur das Leben aus Gott ist! Und hier pulsiert solches. Gerade die gebildeten Kreise unseres Blattes stehen vielleicht in der Gefahr, vor der ihnen nicht zusagenden Form jenes zu übersehn. Meinem Wesen und meinem Entwicklungsgang entspricht in vielen Dingen die in der Brüdergemeine zu Tag getretene Form der Vorstellungen und Begriffe von Gott, Reich Gottes, Christus usw. auch nicht. Aber ihr religiöses Leben möchte ich haben. Dem fühle ich mich verbunden. Das kennen gelernt zu haben erachte ich als eine wertvolle Bereicherung, für die ich von Herzen dankbar bin.

Die Herrnhuter Missionswoche ist, um auch dies noch zu sagen, eine alle drei Jahre in Herrnhut stattfindende Tagung von 22 deutschen Missionskonferenzen. G M

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Noch ehe diese Nummer erscheint, werden die Tagesblätter den Aufruf zu einer Nationalspende veröffentlicht haben, die aus Anlaß des 25jährigen Kaiserjubiläums Wilhelm des II. für die **christlichen Missionen in unsern Kolonien und Schutzgebieten** aufgebracht werden soll. Wir werden erst mit nächster Nummer diesen Aufruf unsern Lesern vorlegen, ihn mit herzlicher Fürsprache begleitend. Schon heute aber öffnen wir unsre Geschäftsstelle als Sammelstelle und bitten unsre Leser um reichliche Beisteuer. Die Sammlung umfaßt beide christliche Konfessionen: die Beiträge von Katholiken werden katholischen Missionen, die von Protestanten protestantischen Missionen zugeteilt. Die katholische Gabenliste hat Graf Ballestrem mit 20 000, die evangelische Graf Hohenthal-Dölkau mit 6000 Mk. eröffnet.

Unter dem Motto aus Nietzsches Antichrist „Ich heiße das Christentum den einen großen Fluch usw.“ schildert Hans Barth im sechsten Hefte des März die von den **Christenvölkern** an den Türken geübten Greuel. Der Artikel ist nicht so antichristlich wie das Motto. Schrecklich die Schilderung eines Massakers zu Cavalla nach Bericht zweier Augenzeugen. Merkenswert die Versicherung: „Der Papás, der Pfaffe, ist es, der die Schuld an dem großen Morden trägt. Denn die Aufstachelung des religiösen Hasses ist es ja, die dem Balkanklerus einzig und allein seine allbeherrschende Stellung verschafft.“ Es fehlt aber in dem Artikel jeder Versuch, die Eigentümlichkeit der Nationalkirchen auf dem Balkan zu durchdringen. Und das Christentum? Welche Greuel sind in seinem Namen nicht geschehen? War es „das Christentum“, das sie verübte? Hat „das Christentum“ nicht immer und überall mit den Menschen im Streit gelegen, die seinen Namen trugen? Und wenn nicht, war dann nicht etwas Anderes mächtiger in den Menschen als „das Christentum“? Freilich, wenn man „das Christentum“ so verstehen will, daß man es um seiner prinzipiellen Reinheit willen von der Schuld entlastet an so vielem Furchtbaren, das gleichwohl in seinem Namen geschieht, dann darf man nicht im gleichen Atem für „das Christentum“ frohlocken um des willen, was durch so schuldvolles Tun erreicht wird. Frohlocken über „das Vorangehn der christlichen Völker“ usw.

Hochinteressante Artikel brachten die Süddeutschen Monatshefte über **Irland** und **Ulster**, politisch und kirchengeschichtlich hochinteressant. Januarheft: „Ein Bürgerkrieg?“ Februarheft: „Der Kern des Home-Rule-Problems.“ Wie wäre so viel zu berichten und zu verfolgen, wenn es nur der Raum zuließe. Dann wollten wir jene Artikel ein wenig hier ausschreiben. Wahrhaftig, langweilig ist unsre Zeit nicht. Vielleicht schenkt uns ein kundiger Freund doch einmal einen Bericht aus jener merkwürdigen Ecke.

Ganz unerfreulich ist aber, was man aus Oesterreich hört. Gleichlautend klagen die Wartburg Nr. 2 vom 10. Januar und Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich Nr. 3 vom 1. Februar die österreichischen Schulbehörden arger **Gesetzesverletzung** an. Wir haben immer vernommen und gemeint, die Kirchen A. und H. B. in Oesterreich stünden auf sicherem Rechtsboden, und nur die unbequeme Los von Rom-Bewegung müsse sich von Zeit zu Zeit einen Beweis obrigkeitlichen Mißfallens gefallen lassen. Aber was dort aus Mitterbach in Niederösterreich erzählt wird, ist eines Rechtsstaats unwürdig. Wir hoffen, daß die verantwortlichen Instanzen das noch selbst erkennen und einlenken; andernfalls werden auch wir unsern Lesern den Fall eingehend vortragen. Es handelt sich um die Stelle des Schulleiters an der öffentlichen Schule, die nach dem Gesetz einem Protestanten zufallen müßte: das wird durch allerhand offenbare Ungerechtigkeiten verhindert. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 11. März 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Rud. Euckens idealistische Philosophie — ein Beitrag zur Vertiefung christlicher Erkenntnis? Pfarrer Dr. Siebert.

Nordhausen. Mittwoch 5. März pünktlich 4 Uhr in der Hoffnung: Die Zukunft unserer Landeskirche. Pfarrer Fritze-Nordhausen.

Freunde evangelischer Freiheit für Stade und Umgebung. Der Vortrag von Professor Baumgarten über die kirchliche Lage nach den Fällen Jatho und Traub findet nicht am 4. März, sondern bereits am 3. März abends 8 Uhr im Hotel Norddeutscher Hof in Stade statt. Jedermann willkommen.

Aelterer Philologe oder **Theologe,** u. A. in Vorbereitung für die akademische Laufbahn, als Erzieher in bevorzugte Stellung nach Süddeutschland gesucht. 1500 Mk. Gehalt, 2 Jahre Verpflichtung. Bewerbungen mit Lebenslauf unter **P. P.** an die Expedition der Christlichen Welt.

Als Hausdame

sucht alleinstehende Dame, evangelisch, Mitte dreißig, sehr kinderlieb, in Küche und Haushalt erfahren, musikalisch und sprachgewandt, so bald als möglich Stellung in frauenlosem Haushalte und zur Erziehung mutterloser Kinder. Am liebsten in einem Pfarrhause oder Arzthause, in kleinerer Stadt oder auf dem Lande. Offerten erbeten unter **H. J.** an die Expedition dieser Zeitung.

Pfarrhaus Oberhessens in schöner Lage nimmt gerne einen erholungsbedürftigen Knaben (auch Mädchen) auf. Nachhilfestunden auf Wunsch. Kleine Familie. Offerten unter **L. R.** an die Geschäftsstelle.

Zur Erlernung des Haushaltes finden wieder einige **gebildete** junge Mädchen **jederzeit** freundliche Aufnahme.

Pfarrhaus Gudersleben b. Ellrich a. Harz.

Aeltere Dame, rüstig und leistungsfähig, sucht Tätigkeit bei sehr bescheidenen Ansprüchen, ist erfahren und umsichtig, sprach- und schriftgewandt, mit dem Anstaltsleben vertraut, übernimmt auch Aushülfe oder Vertretung. Gefl. Offerten an **Frau Diesel, Bethel** bei Bielefeld, Haus Nazareth.

Bekanntmachung

Infolge Ablebens ihres Inhabers ist die hiesige **Oberpfarrstelle** am 1. August d. J. zu besetzen.

Bewerber mit einem Dienstalter von mindestens 15 Jahren wollen ihre Meldungen mit den Zeugnisabschriften und einem kurzen Lebenslauf bis zum 1. März d. J. an uns einreichen.

Groß-Salze, den 12. Februar 1913

Der Magistrat
Speißbach

Heute nachmittag 1/2 4 Uhr nahm Gott unsere kleine Lilly wieder zu sich.

Obersedlitz-Krammel, den 13. Feber 1913

In tiefer Trauer
Pfarrer Wilhelm Gottschick und Frau Käte, geb. Israel

Zur **Miterziehung** mit unserem 11jährigen Jungen (von Ostern ab Quartaner des Neuen Gymnasiums) suchen wir **Knaben** von etwa gleichem Alter.

Pfarrer **Berck, Mainz-Mombach**

Familienpension

für Studenten oder Studentinnen in Haus mit großem Garten. Frau Professor **Elsas, Marburg i. H.,** Schwanallee 17 I.

Suche zu Ostern für 8jährigen Knaben evangelischen **Hauslehrer.** Da einzelnes Kind, lebhafter kinderfreundlicher Herr erwünscht.

Genaue Offerten mit Gehaltsansprüchen und Referenzen an **Rittergutsbesitzer Jahnz, Palczyn** bei Gross-Neudorf Bez. Bromberg.

Man verlange

Probenummern

vom Verlag der Christlichen Welt

Marseille

Die Stelle des **Vikars** und **Seemannspastors** der deutsch-evangelischen Kirche ist auf 1. Mai dieses Jahres **zu besetzen.** Engagement auf mindestens ein Jahr. Gehalt frs. 2400 (im zweiten Jahr frs. 2800), dazu freie Wohnung, Reiseentschädigung. Bewerbungen an Herrn Pfarrer **F. von Steiger,** Rue Puget 14, **Marseille.**

Für gebildete ältere Dame

aus guter Familie, in Stenographie, Schreibmaschine, Buchführung erfahren, die längere Zeit als Privatsekretärin bei mir in wissenschaftlicher und geschäftlicher Arbeit und in der Verwaltung meines landwirtschaftlichen Anwesens tätig war, suche ich zum 1. April evtl. früher, ähnliche Vertrauensstellung in gutem Hause.

Professor Dr.-Ing. **Bendemann, Königswusterhausen**

Förster-Ostermeyer, „Villa Sanssouci" Christliches Haus, **Bad-Nauheim** (Bes. Pfarrtöchter). Schöne heizbare Zimmer mit elektrischem Licht. Nähe der Badehäuser und des Kurparkes. Zimmer ohne Pension Mk. 15–35; Zimmer mit Pension Mk. 6.50 bis 8.—. Aufmerksame Bedienung. Vorzügliche Referenzen. Vorherige rechtzeitige Anmeldung unter gefälliger Angabe eines Erkennungszeichens höflichst erbeten.

Hauswirtschaftliches Pensionat

Gründliche Ausbildung in allen Zweigen des Hauswesens und der Küche unter direkter Leitung der Hausfrau. Gute, gesellige Formen. Herzliches Familienleben. Die Großstadt bietet Gelegenheit zu jeder Art Unterricht. (Empfohlen durch Herrn Professor D. Dr. Gunkel in Gießen und Herrn Pastor Lic. Hans Schmidt in Breslau).

Frau Käthe Gießel, Magdeburg, Pappelallee 21

Soeben ist in unserm Verlage erschienen:

1. Passionspredigten

3. Band der Sammlung:

Die Festpredigt des Freien Christentums

Herausgegeben von Professor Lic. **Glaue-Jena**

8°. 109 Seiten, broschiert Mk. 1.20; gebunden Mk. 1.50

2. Schulandachten

2. Band der Sammlung

Die Kasualrede des Freien Christentums

8°. 101 Seiten, broschiert Mk. 1.20, gebunden Mk. 1.50

Binnen kurzem erscheinen:

3. Konfirmationsreden
4. Karfreitagspredigten
5. Osterpredigten

Jeder Band broschiert Mk. 1.20, gebunden Mk. 1.50

—— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen! ——

Berlin-Schöneberg Protestantischer Schriftenvertrieb
Eisenacherstr. 45 G. m. b. H.

Preis: EINE Mk. 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Christlichen Welt", die Paul Rohrbachs Buch vom **„Deutschen Gedanken in der Welt"** noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

Für Vorträge zu Gunsten der

Missionsnationalspende

sei empfohlen die Lichtbilderserie: **Evangelische Mission in den deutschen Kolonien** 70 Bilder mit Text von Missionsdirektor **D. C. Paul.** Leihgeb. Mk. 10.—, Text Mk. 1.—. Für Vortragscyklen angemessene Preisermäßigung.

Theodor Benzinger, Stuttgart, Augustenstr. 15

Noris 1913

Jahrbuch für protestantische Kultur. Herausgeber: Professor Dr. **Pöhlmann,** Nürnberg. Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung, Nürnberg. Preis fein brosch. Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 2.50. Soeben erschienen.

Inhalt: Der Protestantismus als Prinzip des Kulturfortschrittes (H. Waitz, Darmstadt). Kopernikanische Wendungen (Hauptpastor Professor Dr. Hunzinger, Hamburg). Aus einem englischen Reisetagebuche (W. Stählin, Egloffstein). Gedanken und Erfahrungen eines Dorfpfarrers (H. Oehlmann, Gleußen). Pfarrer und Bauernkultur (K. Adelmann, Kraftshof). Dazu Beiträge des Herausgebers über Protestantische Kultur, Protestantismus und Mystik, Nationalismus. Die Chronik behandelt schulische und religionspädagogische Fragen, die außerschulische Jugendpflege, die religionsgeschichtliche Lage der Gegenwart u. a.

Jahrgang 1908—1912 zu ermäßigten Preisen — brosch Mk. 7.50, gebunden Mk. 10.— durch den Verlag.

Im **Mimir-Verlag für deutsche Kultur und soziale Hygiene, G. m. b. H., Reutlingen,** erschien soeben:

Pfr. Dr. G. Burk

Steht Mäßigkeit sittlich höher als Enthaltsamkeit?

2. umgearbeitete Auflage mit Berücksichtigung der Beschlüsse der Deutsch-Evang. Kirchenkonferenz zu **Eisenach** 1912

48 S. 8°. **Preis 60 Pfg.** (nicht 50 Pfg.)

(Vergl. Artikel des gleichen Verfassers in „Die Christliche Welt" 1913 Nr. 6)

Durch den gleichen Verlag ist zu beziehen:

Dr. E. Haack

Die Stellung der Kirche zur Bekämpfung der Alkoholnot

Preis 40 Pfg.

Weitere empfehlenswerte Schriften aus dem Mimir-Verlag:

Burk, Dr. G., Die Erziehung unserer Jugend zu alkoholfreier Kultur und Lebensanschauung Mk. —.80

Nast, Pfr. K., Alkohol und Wohlfahrtspflege . . „ —.25

Renz, Pfr. G., Die Alkoholfrage im Lichte der Bibel „ —.20

v. Wurster, Prof. Dr. P., Kurzgefaßte Geschichte der Antialkoholbewegung im 19. Jahrhundert „ —.20

(Aus der Quelle des Mimir, Schriften zur Förderung gesunder deutscher Kultur, Heft 1, 8, 9, 10)

v. Wurster, Prof. Dr. P., Abstinenz und Christenpflicht 5 Pf. (100 St. Mk. 4.—)

„ **Der deutsche Student und die Abstinenz** 5 Pf. (100 St. Mk. 4.—)

Goes, Pfr. E., Abstinenz und Freiheit 10 Pf. (100 St. 6.—) (Vortrag an der Haller Konferenz 1912) **(Mimir-Flugschriften Nr. 1, 2, 10/11)**

Pfleiderer, Dr. med. A., Bilderatlas zur Alkoholfrage. 112 Seiten Text mit 304 Bildern und graphischen Darstellungen. Preis kart. Mk. 2.—, in Leinen gebd. Mk. 3.25 **Ein bewährtes Nachschlagebuch und übersichtliches Anschauungsmittel für alle Gebiete der Alkoholfrage.**

Leuthold, R., Selbstherstellung alkoholfreier Obst-, Trauben- und Beeren-Säfte, sowie Kleinfrüchte-Konserven in gewöhnlichen Flaschen. 3. Auflage. Mk. —.40, 10 Ex. Mk. 3.50.

—— Ausführliche Verlagsverzeichnisse kostenlos ——

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.